Das

grammatische Geschlecht

und

seine sprachliche Bedeutung.

Eine akademische Gelegenheitsschrift

von

J. H. Oswald.

Paderborn, 1866.

Verlag der Junfermann'schen Buchhandlung.

Das grammatische Geschlecht und seine sprachliche Bedeutung.

Vorwort.

Weniger aus eigenem Antriebe als durch Aufforderung von Außen veranlaßt hat der Verf. nachstehender Abhandlung die akademische Gelegenheit dennoch nicht ungern benutzt, einige Früchte seiner linguistischen Studien, zu welchen ihn von Jugend auf eine mehrmals zurückgeschobene, niemals unterdrückte Vorneigung hinzog, zu veröffentlichen.

Das Thema, welches ich mir ausgewählt habe, soweit meine Kenntniß reicht, noch niemals in größerm Umfange und Zusammenhange bearbeitet, trägt Interesse und Reiz selbst für den Dilettanten der Sprachkunde in ausreichendem Grade an der Stirn geschrieben, ist aber streng wissenschaftlich auch ein so schwieriges und umfängliches, daß in Anbetracht meiner Studien und der geringen Hülfsmittel, welche mir zu Gebote standen, an eine Erschöpfung des Stoffes von fern nicht zu denken ist. Einige Hauptgesichtspunkte festzustellen und nach Vermögen zu erläutern, war mein Augenmerk. Zudem wollte ich den eigentlichen Gegenstand meiner Abhandlung als einen Faden benutzen, an den anknüpfend ich einige interessantere Erscheinungen der Sprache erörterte, um durch solche allgemeinere Beiträge zur Linguistik die Liebe zur jugendlichen, aber bereits so tief in sich erstarkten, mit den glänzendsten Erfolgen gekrönten Sprachwissenschaft auch im nächsten Kreise meiner Leser zu wecken und zu entzünden. Die Erwägung dieser Umstände mag dann auch beim Sachkenner eine gewisse Breite

und Umständlichkeit des Ausdruckes, welche die Mitte zu halten sucht zwischen streng technischer Darstellung, wie sie der Ernst der Wissenschaft, und der populären, wie sie das Verständniß meiner nächsten Leser erheischt, entschuldigen. Ueberhaupt war nicht sowohl Förderung der Wissenschaft als Einführung gewisser Ergebnisse derselben in nahestehende Leserkreise und Weckung der Theilnahme an ihr mein eigentliches Absehen; findet sich auch der Fachkenner angeregt und die Sache selbst auch nur um einen Strich weiter gebracht, um so besser dann.

Zur vorläufigen Orientirung der Leser glaube ich noch vorbemerken zu müssen, daß gegenwärtig wohl die Mehrzahl der Sprachforscher, denen auch ich beipflichte, die am höchsten organisirte Klasse der Sprachen, die der kaukasischen Völkerrasse nämlich, zu welcher vorzugsweise die indogermanische Familie (von uns Kürze halber öfters auch die sanskritische nach dem ältesten ihrer Glieder genannt) und die semitische gehören, die flektirende zu nennen pflegt, d. h. jene Sprachklasse, welche die Beziehungen der Begriffe auf einander, also das Formale des Gedankens, durch Flexion ausprägt: unter Flexion aber verstehe man die Anfügung solcher Lautelemente an die Wurzel oder den Wortstamm, welche nicht (wenigstens nicht mehr) begrifflichen Inhalt bezeichnen, sondern lediglich die Funktion haben, den begriffsinhaltigen Wortstamm grammatisch auszugestalten, welche daher mit demselben zur organischen Einheit des Wortes zusammenwachsen und so eine grammatische Kategorie ermöglichen: gleichviel ob damit zur symbolischen Bezeichnung jener formalen Verhältnisse Steigerung und und Wechsel des Vokals im Stamme, Reduplikation u. dgl. m. verbunden ist oder auch nicht. Da der Stoff erst durch die Gestalt ins Dasein tritt, so leuchtet ein, daß solche Sprachen, welche das Formale des Denkens auch durch formal und nur formal bedeutsame Lautgebilde zum Ausdruck bringen, ein vollendetes Gedankenbild herstellen. In ihnen existirt wahre Sprachform. Alle andern niedriger organisirten Sprachen geben zwar auch den Inhalt des Gedankens, drücken aber das Formale desselben nicht durch solche Sprachformen oder Flexionen, sondern durch andere Mittel meist stofflicher Währung aus; sie heißen daher mit Recht formlose oder nach der passenden Bezeichnung eines geistreichen Sprachforschers akritische Sprachen. Je nach der Natur dieser Ersatzmittel können sie morphologisch weiter eingetheilt werden in anfügende, einverleibende, nebensetzende Sprachen u. s. w., auf welche

Klassifikation wir jedoch hier nicht weiter eingehen können. Unter den formlosen Sprachen sind aber im Ganzen gewiß am Höchsten zu stellen die sogenannten Suffix- oder agglutinirenden Sprachen, welche die gedachten Kategorien durch an den lautlichen Begriffsausdruck angehängte Lautelemente, Silben oder Buchstaben, also bezeichnen, daß diese angeklebten Zusätze, auch nach gegenwärtigem Sprachgefühle noch inhaltlich bedeutsam, mit dem Grundstock nicht zur Einheit eines formell in die grammatisch-logische Kategorie eingeführten Wortes zusammenschmelzen. Auf Weiteres dürfen wir uns leider hierorts nicht einlassen, hoffen indeß, daß die Abhandlung selbst über diese Tiefen der Sprachforschung mehr Licht ausgießen wird. — Der Gegenstand unserer Abhandlung selbst zerlegt sich, scheint uns, am passendsten in drei Abschnitte. Zuerst erwägen wir die Sprachen, welche ein grammatisches Geschlecht besitzen in Vergleich mit den ungeschlechtigen, und suchen uns aus dieser Gegenüberstellung über die sprachliche Bedeutung desselben überhaupt zu verständigen. Darauf betrachten und beleuchten wir das verschiedene Verfahren, welches die beiden Hauptfamilien geschlechtiger Sprachen, die indogermanische und semitische, in der Behandlung desselben einschlagen und von Anfang an eingeschlagen haben. Endlich verfolgen wir an der Hand der Geschichte das Schicksal des grammatischen Geschlechts in seinen historischen Veränderungen, so weit wir dies durch die Natur der Sache angezeigt finden.

Schließlich: sollte es befremden, daß auch ein Theologe solche Studien treibt und zu verwerthen sucht? Wir hoffen es nicht, sprechen aber an dieser Stelle unsere wohlerwogene Ueberzeugung aus, daß die Sache des Christenthums und der Kirche, besonders nach der gegenwärtigen Zeitlage, nicht durch krasses Ignoriren oder durch feiges Zurückweisen der profanen Wissenschaft, sondern nur durch frischmuthige Aneignung und christgläubig gestimmte Pflege derselben gefördert werden kann.

Paderborn, im April 1865.

D. Vf.

Die Sprachen ohne grammatisches Genus und die Sprachen mit demselben.

§. 1.

Unter grammatischem Genus verstehen wir den formalen d. h. durch Flexion in weiterm Sinne mit Einschluß der Derivation erzielten Ausdruck der natürlichen Geschlechtsdifferenz oder einer Analogie derselben. „Motion" pflegt man in der Sprachlehre eine solche Bezeichnung zu nennen. Es ist durch exakte Prüfung constatirt, daß nur die Sprachen auf der höchsten Stufe der Organisation, solche, welche überhaupt eine grammatische Formbildung entfalten, den Unterschied des grammatischen Geschlechtes aufzeigen, während dieses für die formlosen Sprachen auf niedrigerer Bildungsstufe eine durchaus fremde Erscheinung ist. Bevor wir es versuchen, uns über die weitgreifende Bedeutung dieses Vorhandenseins oder Fehlens des Genus in den beiden Sprachklassen zu verständigen, wollen wir vorab das thatsächlich Gegebene erwägen, um die Tragweite des Phänomens kennen und würdigen zu lernen. Wir wählen zu dem Zwecke auf Seiten der Sprachen ohne grammatisches Genus die magyarische, eine der am Höchsten gebildeten Suffixsprachen auch deswegen, weil sie bei ihrer sonst unleugbar beträchtlichen literarischen Ausbildung zum Vergleich mit den höher organisirten Sprachen sich am meisten eignet, dann aber weil sie die einzige ist, von welcher der Verfasser d. Abh. sich außer dem Gebiete der indogermanischen und semitischen Sprachen durch eigene Einsicht sich hat Kunde verschaffen können. Auf der andern Seite werden wir zunächst bei der Muttersprache stehen bleiben, und nur, wo es zweckmäßig scheint, die andern bekannten Sprachen, zunächst die klassischen, heranziehen.

1) Den Begriffsausdrücken Mann (Mensch) und Frau entsprechen magyarisch beiläufig ember und asszony: absichtlich wählen wir Nennwörter, bei denen auch der natürliche Geschlechtsunterschied hervortritt. Der lautliche Ausdruck nun vermittelt dem Ungarn in seiner Sprache formaliter auch nicht die mindeste Vorstellung dieses Unterschiedes zwischen Mann und Frau. Denn wenn diese beiden Nennwörter durch den Artikel bestimmt werden, sagt der Ungar gleichförmig az ember und az asszony, während es deutsch heißt der Mann und die Frau. Weil nämlich alle Substantive dort grammatisch ungeschlechtig sind, so können auch alle Adjekta desselben, und kann zunächst der Artikel der geschlechtigen Motion

nicht unterliegen. Aus gleichem Grunde muß auch das attributive Adjektiv ohne Motion bleiben. Sagen wir also deutsch guter Mann, gute Frau, so heißt es magyarisch wiederum einförmig jó ember und jó asszony. Fassen wir nun weiter beide Adjekta des Nennwortes, Artikel und Attribut, zusammen, so wird zwar im Neuhd. das letzte auch in beiden Fällen einförmig lauten: der gute Mann, die gute Frau, indeß die Geschichte der Sprache belehrt uns, daß diese Uebereinstimmung nur zufällig in der deutschen Sprache durch Zusammenfallen der Flexionsendungen entstanden ist, indem es im Gothischen sa ***goda*** guma und so ***godo*** quino heißt, wie griechisch ὁ ἀγαθὸς ἀνήρ und ἡ ἀγαθὴ γυνή, magyarisch aber stets unisono a' (z des Artikels fällt nach einem Lautgesetze vor Consonanten aus) jó ember, und a' jó asszony. Aber noch mehr. Auch das prädikative Adjektiv entzieht sich in solcher geschlechtslosen Sprache jeglicher Flexion. Hierin stimmt nun zwar nochmals die nhd. Sprache nach ihrem gegenwärtigen Stande zur ungrischen, indem wir das prädikative Adjektiv zur Zeit in der flexionslosen Form des Adverbs gebrauchen, und wie der Magyar az ember jó und az asszony jó (man beachte den Mangel des kopulativen Verbs, worüber später) sagen: der Mann ist gut, die Frau ist gut; indeß zeigt uns wiederum die Sprachgeschichte, daß diese stete Gleichförmigkeit des prädikativen Adjektivs im Deutschen nur in Folge des Verfalles der Flexionen eingetreten ist[1]), indem es ursprünglich z. B. gothisch hieß sa guma ist ***gods*** und so quino ist ***goda***, wie ὁ ἀνήρ ἐστιν ἀγαθός und ἡ γυνή ἐστιν ἀγαθή. Am schärfsten endlich prägt sich dieser grammatische Geschlechtsmangel im Pronomen der dritten Person aus, bei welchem überhaupt das Genus am längsten haftet, selbst in Sprachen, welche dasselbe im Nomen ganz, wie die englische, oder fast ganz, wie die dänische, wieder verloren haben. Um Ungrischen entspricht unserm „er, sie, es" gleichformiges ő, und dem Plural „sie" (für alle Geschlechter, gothisch aber eis, ijos, ija) ők ohne Unterschied des Geschlechtes. Da nun weiterhin ähnlich wie im Hebräischen das possessive Pronomen durch angehängtes Suffix des persönlichen gegeben wird, so kann dasselbe ő in der Form -a (ja) oder -e (je) (s. Exkurs 1. *) einem Substantiv affigirt dem englischen his her its und auf den Plural bezogen their (als illorum sowohl wie illarum) entsprechen: ungrisch ist hal = Fisch, sohin bedeutet hala eben wohl his fisk, wie her, its oder their fisk, und könyv = Buch, also könyve sowohl his book, wie her, its, their book; deutsch sein und ihr Fisch, wie sein und ihr Buch in jeglichem Sinne des „sein" und „ihr". — Hiermit ist die äußere Trageweite des Genusmangels im Ungrischen, wie in allen andern gleichartigen Sprachen vollständig beschrieben.

* Exkurs 1. Im Ungrischen ist lautlich ö von e kaum zu unterscheiden und beide wechseln fast beständig; sohin kann es keinem Zweifel unterliegen, daß das suffigirte -e, welches nur durch seine Kürze vom selbstständigen Pronomen ő absteht, mit letzterm identisch

[1]) Obgleich sie von einem bedeutenden Sprachforscher als ein für die Unterscheidung zwischen Attribut und Prädikat günstiges Ereigniß gehalten wird, s. Dr. Steinthal: Charakteristik der vorzüglichsten Typen des Sprachbaues, S. 303.

sei. Der Wechsel zwischen a und e (das vorgeschlagene j in ja und je hat nur phonetische Bedeutung) dagegen betrifft das sogenannte Gesetz der Vokalharmonie, über welches wir uns, da es die Suffixsprachen sämmtlich und, so viel bekannt ist, nur diese beherrscht, und da wir in demselben den höchsten Punkt anerkennen, bis wohin diese Sprachen in der Organisation sich emporgeschwungen haben, an dieser Stelle einige Bemerkungen erlauben müssen. Vgl. Schleicher, die Sprachen Europas, S. 63 ff. und Steinthal a. a. O. S. 178 ff., welch letzterer die Regel der Vokalharmonie für die Jakutische Sprache ausführlich darstellt, doch meines Erachtens die ganze Erscheinung etwas zu geringschätzig beurtheilt. — Das Wesentliche des Gesetzes besteht darin, daß in diesen Sprachen alle Vokale in harte und weiche, die Ungarn selbst nennen sie männliche und weibliche, abgetheilt werden: hart sind die dunkeln Vokale a, o, u, weich deren Umlaute e (ä), ö, ü, eine mittlere Stellung nimmt das des Umlautes unfähige i, namentlich î ein. Geht nun im Stamme ein harter Vokal vorher, so erfordert die vokalische Harmonie, daß jedes Suffix einen Vokal aus der Klasse der harten enthalte, während dem weichen Stammvokal auch ein weicher Vokal in der Suffixsilbe entsprechen muß. Enthält der Stamm Vokale der Mittelreihe oder, bei Mehrsilbigkeit, Vokale aus beiden Klassen, so modifizirt sich das Gesetz in etwas, auf dessen in den einzelnen Sprachen differirende Einzelheiten einzugehen hier nicht weiter interessirt. Aus diesem Gesetze ergiebt sich, daß der Vokal des Suffixes an sich in soweit unbestimmt ist, als er in der Alternative der Härte und Weiche schwebt zwischen a und e (ä), o und ö, u und ü. Recht oft läßt sich nun der dem Suffix eigenthümliche Vokal nur alternativ bestimmen, wenn nämlich das Suffix als selbstständiges Wort nicht vorkommt. Ist dies der Fall, so ist zwar der eigentliche Vokal der Suffixsilbe gegeben, er kann nun aber und muß nach Umständen, wenn er hart ist, erweicht, und wenn er weich ist, erhärtet werden. So möchte z. B. für das Suffix des Dativ (s. weiter unten) als absolute Form nek und nicht nak (obschon es halnak, aber embernek heißt) anzusetzen sein, weil es die Suffixe des Pronomens wieder selbst in ihrer weichen Form annimmt, énnekem = mir. Bei dem Suffix túl oder tűl (jenseits) ist dagegen ú als eigentlicher Vokal anzusetzen, weil ein túlság (die „Ferne", nicht tűlség) wirklich vorkommt, nun heißt es jedoch Dunántúl = jenseits der Donau, aber Pestentűl = jenseits Pest. Der Einklang, welcher hiernach zwischen dem Vokal des Stammes und dem des angehängten Suffixes entsteht, bindet offenbar das letztere an den erstern enger an, ja der Vokalwechsel am Suffix, durch die Qualität des Stammvokales hervorgerufen, ist als der eigentliche Leim (gluten) anzusehen, welcher das sonst selbstständige Suffix an den es tragenden Stamm agglutinirt. Somit ist diese Vokalharmonie nicht nur das charakteristische Merkmal dieser Sprachklasse, welches sie specifisch über die blos nebensetzenden (isolirenden) Sprachen erhebt, sondern ist in der Organisation das Höchste, was sie überhaupt erreicht. Durch diese Harmonie des Stamm- und Suffixvokales wird nämlich nicht nur die Unterordnung des Suffixes unter das Stammwort bezeugt, sondern auch ein Band geschlungen, welches beide Elemente zu einer mehr als bloß mechanischen, fast organischen Einheit des Wortes verknüpft. Ein solches Verfahren nähert sich allerdings der Flexion, und von hier aus wäre meines Erachtens in irgend einer ursprünglichen Suffixsprache ein Fortschritt bis zur eigentlichen Flexion gedenkbar. Wichtig ist in dieser Beziehung wohl auch die Beobachtung, daß im Ungrischen in alter Zeit das Gesetz nicht

scheint beobachtet worden zu sein, es finden sich nämlich in magyarischen Sprachdokumenten aus dem 13. Jahrhundert Formen wie halálnek statt -nak, und noch später irásben statt -ban u. dgl. m. Das Gesetz hätte sich also allmählich erst entwickelt, wenn man nicht etwa willkürlich annehmen will, die Vokalharmonie sei in der alten Zeit wohl eingehalten, und nur nicht in der Schrift ausgedrückt worden. Mir scheint in der That für eine so lose Verbindung, wie sie diese Sprachklasse zwischen Stamm und Suffix erheischt, eine einheitlich zusammenfassende Aussprache, etwa verbunden mit größerer oder geringerer Betonung (Hochton für die Stamm-, Tiefton für die Suffixsilbe), welche immerhin eine mechanische Worteinheit zu Wege bringt, an sich vollkommen genügend; aber zu leugnen ist auch nicht, daß durch solchen harmonischen Einklang ihrer Vokale die Verbindung des Stammes mit dem von ihm beherrschten Suffixe oder gar den Suffixen eine weit innigere und scheinbar fast organische wird nach Maßgabe der Flexionsendungen in den sanskritischen und besonders den semitischen Sprachen. An sich betrachtet sehen sich Bildungen, wie Dunántúl und Pestentűl, mehr wie aus einem Guß geformt an, als z. B. hebräisch קְטַלְתֶּם entstanden aus קָטַל und אַתֶּם. Daß dennoch jenes nur Anfügung, dies aber wahre Flexion sei, kann nicht aus solcher äußern Gegenüberstellung allein, sondern nur aus dem gesammten innern Sprachgeiste entnommen, und in diesem Falle etwa dadurch bewahrheitet werden, daß trotz solcher scheinbar bloß mechanischen Anfügung im Hebräischen dennoch der Wortstamm selbst in seinem Vokal der Veränderung unterliegt, so daß wie קָטַל die vollendete, so קְטֹל die unvollendete Handlung thematisch anzeigt.

Es versteht sich dabei allerdings von selbst, daß der natürliche Geschlechtsunterschied des Männlichen und Weiblichen, wo es darauf ankommt ihn sprachlich zu bezeichnen, lautlich ausgedrückt werden muß, allein es geschieht in diesen Sprachen durchaus nur materiell, nicht durch eine grammatische Kategorie, zu welcher sich das Genus hier nirgends gestaltet hat. Wo die flektirenden Sprachen diesen Unterschied durch verschiedene Wörter bezeichnen, tritt daher, wenigstens außer der construktiven Satzverbindung, eine zufällige Uebereinstimmung mit den ungeschlechtigen Sprachen ein. Namentlich gilt dies von den Ausdrücken für die nächsten Verwandtschaftsgrade. So appercipirt der Ungar mit seinem atya und ańya als bloßen Begriffsausdrücken genommen durchaus eben so viel als der Deutsche mit seinem „Vater" und „Mutter". Der Unterschied des Geschlechtes liegt hier im verschiedenen Begriffsausdruck. (S. Exkurs 2. *)

* Exkurs 2. Es ist von hohem sprach- und selbst culturhistorischem Interesse, die Ausdrücke für die allernächste Verwandtschaft in den verschiedenen Sprachkreisen zu gruppiren und sprachwissenschaftlich zu beleuchten. Die indogermanische Sprachfamilie enthält für die nächsten Grade der Blutsfreundschaft fünf über das ganze Gebiet sich erstreckende, eigenthümlich gestaltete, grammatisch höchst merkwürdige Ausdrücke, die sogenannten Verwandtschaftswörter: Vater, Mutter, Bruder, Schwester und Tochter. Alle zeigen nach ursprünglicher Anlage im Auslaut den Dental t (in den deutschen Sprachen natürlich mit der erforderlichen Lautverschiebung, indeß doch etwas unregelmäßig, vgl. Vater mit Bruder) mit nachfolgendem r durch einen Vokal, etwa a oder e, angeschlossen. Die lebenden germanischen Sprachen haben bis heute die fünf sämmtlich sich erhalten. Doch stand hierin

schon das Gothische zurück, indem fadar höchst selten (dafür atta) und modar (oder mothar) niemals (dafür áithei) vorkommen. Auch das Sanskrit gewährt alle fünf: pitṛ (r vocalis) hat wie lateinisch piter in Diespiter das a in der Stammsilbe bereits zu i geschwächt, und svasṛ hat nach dem zweiten s das charakteristische t ausfallen lassen; sonst stimmt Alles. Die beiden klassischen Sprachen haben aber einige Einbußen erlitten. Das Griechische kennt in diesem Typus den Bruder (doch weiset auf ein unvorhandenes φρατήρ z. B. φρατρία hin) und die Schwester nicht mehr, es bietet dafür ἀδελφός (aus α conjunct. und δελφύς, also uterinus oder germanus nach dem Etymon) und ἀδελφή. Dem Latein entgeht die Tochter; es movirt aus filius dafür filia; sôror steht für sôsor (wie honos für honor nach dem bekannten latein. Rhotacismus) und dies für suasor oder suesor (durch Contraktion), hat also wie das Sanskrit das t ausgeworfen. Die romanischen Sprachen folgen ihrer lateinischen Muttersprache, lassen jedoch, weil sie gern Diminutive gebrauchen und wegen größerer Entstellung der Laute den Typus weniger klar erkennen. Im Gebrauch der Diminution stimmt zu ihnen das Lithauische, welches wir von allen lituslavischen Sprachen allein noch anziehen wollen. Dies interessante, durch seine alterthümliche Form ausgezeichnete Idiom hat dennoch in der typischen Form den „Vater" verloren (dafür gilt tẽvas), die übrigen aber erhalten: motẽ, sesũ (auch hier Ausfall des t), duktẽ (alles Nominative, in den casibus obliq. zeigt sich das r, z. B. Genit. motèrs u. s. w.); brólis = Bruder ist wie ital. fratello Diminutiv von brotẽ, was fehlt, steht also für brotélis. Diese Gruppe der fünf Verwandtschaftswörter zeugt um so mehr für die ursprüngliche Einheit aller dieser Sprachen, als gewisse grammatische Eigenthümlichkeiten derselben überall constant wiederkehren, und zum Theil noch bis zur Stunde sich bemerklich machen. In der Deklination gehört dahin die Unterscheidung zwischen starken und schwachen Casus (Bopp, kritische Grammatik d. Sanskritsprache, S. 64 u. sonst), kraft deren z. B im Sanskrit der Dativ pitrê (ohne Vokal nach t), der Akkus. aber pitaram, und entsprechend griechisch πατρὶ, aber πατέρα, gesagt wird, während andere scheinbar ähnlich gebildete Substantive diesen Unterschied nicht haben, von γαστήρ Dat. γαστέρι, Akkus. γαστέρα. In den ältesten deutschen Sprachen, am meisten erkenntlich im Gothischen, gehören die fünf Wörter der sonst hier fast erloschenen Deklination an, welche die Flexionsendung an den nackten consonantischen Stamm ohne sogenannten Grund- oder Themavokal (a, i, u) anhängt, weshalb z. B. gothisch brothar, Genit. brothrs, nicht brothris und Dat. brothr, nicht brothra lautet; ja im Gen. brothrs und Dat. brothr verglichen mit dem Akkus. brothar erkennen wir ein Nachzucken jener Unterscheidung starker und schwacher Casus, da diese Formen in Bezug auf den Vokal nach t (th) in offenbarer Analogie zu πατρὸς, πατρὶ, aber πατέρα, stehen. Solcher Feinheiten war die spätere germanische Sprache wegen des Verfalles ihrer Formen allerdings nicht mehr mächtig. Gleichwohl ist selbst heute noch im Neuhd. nicht jede Spur derselben getilgt. So sagen wir in der Zusammensetzung „Kindesmord", aber „Brudermord". „Bruder" ist hier der althergebrachte Genitiv, wie er noch mittelhd. lautete, und erklärt sich sofort aus dem goth. brothrs nach der constanten Lautregel, daß auslautendes goth. s auf Consonant folgend im Hochdeutschen abfällt, auf Vokal folgend, wie im Genitiv der gewöhnlichen vokalischen Deklination sich hält (so ward aus fisks „Fisch", aus fiskis „Fisches", also konnte aus brothrs auch nur „Bruder" werden, so daß der Genitiv mit dem Nominativ

zusammenfiel. Der jetzige Genit. „Bruders“ ist nur Folge roher Gleichmacherei nach Analogie, welcher eine flexivisch abgestümmelte Sprache leicht verfällt). — Eine weitere Besonderheit dieser Gruppe von Wörtern besteht darin, daß sie niemals eine grammatische Motion zulassen, sondern das natürliche Geschlecht, welches hier so wesentlich hervortritt, durch eigene Ausdrücke bezeichnen. Es kann das jedoch nicht einzig in den Begriffen seinen Grund haben, da sobald in irgend einer der Sprachen dieser Sippe von unserm Typus abgegangen wird, die Motion zulässig erscheint; denn aus ἀδελφός wird ἀδελφή, wie aus filius filia. Die Ursache muß zugleich mit in der eigenthümlichen Bildung dieser Wörter auf tar (ter) liegen, weshalb mir auch Bopp's (a. a. O.) unmittelbare Zusammenstellung dieser Endung mit der bekannten latein. Ableitung auf tor (Sanskrit tr̥), welche das nomen agentis gibt, nicht zusagt, da diese Bildung, auch abgesehen von der Abweichung in der Deklination, geschlechtlich moviren kann, denn aus lat. victor wird victrix. Nur der allernächste Verwandtschaftsbegriff „Vater und Mutter“ sträubt sich auch bei Abweichung von unserm Typus gegen die Motion; aus goth. atta kann kein atto, und aus lithauischem tévas kein tevà zur Bezeichnung der Mutter werden. In diesem Verhalten hinsichtlich der Motion stimmen nun auch merkwürdig die semitischen Sprachen zu den indogermanischen: das Correlat für „Vater“ und „Mutter“ movirt auch semitisch niemals z. B. Hebräisch אָב neben אֵם, während die beiden andern Paare sich der Motion unterstellen: aus אָח Bruder wird אָחוֹת (zunächst aus אָחוּ) Schwester, aus בֵּן Sohn wird בַּת (für בֶּנֶת) Tochter. — Offenbar umfassen unsere fünf Wörter die Familie im engsten Verstande, d. h. die Blutsverwandtschaft ersten Grades in der geraden oder Seitenlinie, auf Grund der Ehe. Die Gatten, Mann und Frau, sind nicht blutsverwandt, gehören daher auch nicht zur Gruppe, aber sie stiften Blutsverwandtschaft. So ergeben sich nicht vier, sondern nur drei Wechselverhältnisse, zu deren Bezeichnung unsere Homoteleuten dienen. Die drei Paare würden freilich sechs Ausdrücke erheischen; um so mehr fällt es auf, daß der sechste, der Ausdruck für „Sohn“, in dieser Form durchaus abgeht. Zwar bekunden auch in diesem die Sanskritsprachen hinreichende Verwandtschaft, allein nirgends (wenn man etwa vom Sanskr. putra, das doch sonst die Merkmale der Gruppe nicht trägt, auch nicht das gewöhnliche Wort ist) zeigt sich doch der eigenthümliche Typus. Ich möchte wissen, worin der Grund dieser Abweichung liegt; etwa darin, daß mit dem Sohne die Familie sich abzweigt, und ein neuer Ausgangspunkt, eine neue „Vaterschaft“ erzielt wird? — Die constante Endsilbe tar oder ter in der Gruppe, gewiß höchst bedeutsam, ist meines Erachtens vielleicht nicht derivativisch zu fassen, denn die auf diesem Wege versuchten Etymologien (wornach der Vater zum „Ernährer“, die Mutter zur „Gebärerin“, die Tochter zur „Melkerin“ u. s. w. wird, Bopp a. a. O. und sonst) sind keineswegs überzeugend dargethan, sondern vielmehr compositivisch, wo dann tar ein Merkmal bezeichnen muß, was allen Gliedern der Familie gemeinsam ist: ich denke dabei an die Sanskritwurzel tr̥̄, ohne daraus zur Zeit etwas machen zu können. — Für das Ungrische verzeichne ich die befremdliche, mir nicht völlig erklärliche Erscheinung, daß diese Sprache zur Bezeichnung für Bruder und Schwester je zwei Ausdrücke besitzt, welche sich nach dem Altersverhältnisse zum Correlate unterscheiden: bátya ist der ältere, öcse der jüngere Bruder, néne die ältere, húg die jüngere Schwester. Abgesehen von diesem Altersverhältniß existiren sonst keine Ausdrücke für Bruder und Schwester. Soll und muß dies Verhältniß unausgedrückt bleiben,

so wird zur Umschreibung gegriffen: etwa atyafi Vatersſohn, oder testvér Bruder oder Schwester (eigentlich uterinus und uterina), soll aber Schwester als natürliches Feminin zum Ausdruck kommen: nőtestvér (Motion, nach Maßgabe der Suffixsprachen, s. sogleich im Text). Sollte diese eigenthümliche Einrichtung im Magyarischen nicht mit der Bedeutsamkeit der dortigen erblichen Majoratsverhältnisse zusammenhängen?

Indeß leuchtet doch bei einigem Nachdenken ein, daß ein solcher verschiedener Wortausdruck des Geschlechtes durch das ganze Gebiet der Begriffe und Vorstellungen, bei denen die Unterscheidung auch des natürlichen Sexus statthaft und unter Umständen geboten ist, sich schwerlich durchführen läßt. Wie helfen sich nun die ungeschlechtigen Sprachen? Da ihnen jede Formkraft zum Ausdruck des Genusunterschiedes abgeht, so können sie das Geschlecht nur realistisch durch ein beigefügtes Lautelement, welches das Geschlecht grobstofflich bezeichnet, zum Ausdruck bringen. So ist ungrisch szolga, wo es auf das Geschlecht nicht ankommt, sowohl Diener als Dienerin, soll aber letztere als solche bezeichnet werden, so sagt man szolga*leány* oder szolga*né* (Diener-mädchen, Diener-weib). Selbstverständlich wird das Maskulin als erstes Geschlecht eines ähnlichen Zusatzes fast immer entrathen können, allein wo der Gedanke fordert, auch es hervorzuheben, muß eben so verfahren, und z. B. „ein Diener wars und nicht eine Dienerin" szolga*férfi* volt és nem szolgaleány (Diener-mann, Diener-mädchen) wiedergegeben werden. Am gewöhnlichsten, namentlich bei solchen Ausdrücken, welche sich zunächst auf männliche Personen beziehen und dann bei uns für das andere Geschlecht weiblich movirt werden, dient dafür ungrisch das Wort né oder nő = Weib. So ist király = König, király*né* = Königin, szerző = Verfasser, szerző*né* = Verfasserin (eigentlich König-weib, Verfasser-weib). Man begreift leicht, daß ein so angehängtes Wort, welches für sich lebt und steht und das Weibliche in rohem Stoff bezeichnet, weder einem famul*a* (einfach aus famul*us* durch Umsetzung in weibliche Deklination movirt[2]), noch einem König*in* im Verhältniß zu König grammatisch ebenbürtig zur Seite steht. Jene Umbeugung des -us zu -a und diese Ableitung durch -in sind lediglich formelle Ausgestaltungen des Stammes zur Bezeichnung des Weiblichen, während die scheinbare Motion durch -né im Ungrischen das Weib selbst real bedeutet, und sohin in seiner Anfügung an das generisch-indifferente Wort, wenn man damit die grammatischen Funktionen der geschlechtigen Sprachen nun einmal vergleichen will, höchstens auf das Niveau der Zusammensetzung zweier selbstständiger Wörter, welche kaum eine wahre Worteinheit hervorbringt, gestellt werden darf[3]).

---

[2]) Neuhdtsch können wir nicht mehr die Substantiva so einfach moviren, goth. und althd. war es zulässig; z. B. goth. svaíhra, f. svaíhro (socer, socrus); ahd. wituwo, f. wituwa (viduus, a). Das nhd. „Wittwer", „Wittwe" könnte als einfache Motion erscheinen, ist es jedoch nicht, da mhd. das Erste wituwære heißt, somit selbst schon abgeleitet ist.

[3]) Nahe steht der ungrischen Weise, das Geschlecht durch angehängtes né auszudrücken, das Verfahren, welches auch jüngere indogermanische Sprachen, welche das grammatische Genus ganz oder fast ganz wieder eingebüßt haben (s. §. 3), einzuschlagen sich gedrungen fühlen, wenn es darauf ankommt, das natürliche Geschlecht an gewissen Dingen zu bezeichnen. So heißt z. B. englisch *cock*-pigeon, den Täuberich, *hen*-pigeon, die Taube weibl. Ge-

2) Ungrische Sprachforscher sind wohl so naiv, um nicht mehr zu sagen, gewesen, die grammatische Geschlechtslosigkeit ihrer Sprache, als die Thatsache selbst anerkannt werden mußte[4]), für einen Vorzug derselben anzusehen, ihr deshalb alterthümliche Einfachheit und größere Faßlichkeit nachzurühmen. Wir sollen über einen solchen Mißgriff nicht zu bitter urtheilen, denn in keinem Stücke ist das, bei den Magyaren ohnehin hoch erregte, patriotische Gefühl berechtigter als in der Schätzung der Nationalsprache. In Wirklichkeit verhält sich jedoch die Sache ganz anders. Sprachwissenschaftlich steht es fest, daß nur die Sprachen der höchsten Stufe, welche in wahrer Formbildung einen adäquaten Ausdruck des Gedankens besitzen, das grammatische Genus kennen. Wir wollen nun diese Erscheinung zu verstehen suchen, indem wir nachweisen, daß und wie bei den des Genus entbehrenden Sprachen dieser Mangel ein charakteristisches Merkmal jener unvollkommneren Sprachbildung sei.

An sich schon muß es als ein höchst merkwürdiger, für das Denken und seinen sprachlichen Ausdruck, welche sich wechselseitig beeinflussen, folgereicher Vorgang angesehen werden, den Unterschied des natürlichen Geschlechtes auf das große Gebiet der sprachlichen Begriffsausdrücke zu übertragen, oder was dasselbe ist, diese nach ihrem ganzen Umfange unter die Kategorie des Männlichen oder Weiblichen (wohl gar auch des Sächlichen) unterzubringen. Will man darin auch vorwaltend nur das Werk einer lebhaft erregten Phantasie und subjektiven Imagination erkennen, so muß man doch eingestehen, daß selbst die Thätigkeit einer in der Anschauung und Einbildung die Merkmale dieses Unterschiedes nach allen Seiten in den weitesten wie in den feinsten Beziehungen und Analogien auffassenden Phantasie für die Gestaltung des Gedankens und Ausdruckes von einer Bedeutung ist, welche kaum hoch genug veranschlagt werden kann. Es handelt sich dabei nicht allein und am wenigsten um die rohe Physik der menschlichen und thierischen Sexualdifferenz, sondern zugleich und vorzüglich um alle jene Momente, welche sich an dieselbe auf dem höhern Gebiete des Empfindens, Denkens, Begehrens, Thun und Lassens oft in den leisesten und zartesten Nüancirungen nur anlehnen mögen; es handelt sich um den Gegensatz des Thätigen und Leidenden, des Starken und Schwachen, des Herben und Milden, des Selbstständigen und Abhängigen, es handelt sich vorzüglich auch um belebende Personifikation des an sich Leblosen und Dinglichen. Welch einen mächtigen Hebel in menschlichen Dingen nach politischer, socialer, religiöser Seite jene Differenz, in solcher Trageweite aufgefaßt, abgebe, ist hier nicht weiter auszuführen. Die

schlechts; ebenso steht dänisch *drenge*-barn (für infans mas=puer) und *pige*-barn (für puella). Etwas höher schon hebt sich der Ausdruck, wenn der natürliche Geschlechtsunterschied durch vorgesetztes Pronomen der dritten Person, an welchem das grammatische Geschlecht noch haftete, angezeigt wird. So englisch *he*-pigeon und *she*-pigeon, dänisch *han*-due und *hun*-due für columba m. u. f. Die hd. Sprache sträubt sich gegen solchen Ausdruck, nur mundartlich und im Sinne der Geringschätzung kommt „Sie-mann" vor, d. i. ein Weib, das über den Mann herrscht.

[4]) Was meines Wissens zuerst geschah durch Samuel Gyarmathi: Affinitas linguae Hungaricae cum linguis Fennicae originis. 1799.

Sprache ist kein bloßer Naturorganismus, aber allerdings ist sie der naturorganische Ausdruck des geistigen Gedankens. Indem also der sprechende Mensch den auf dem Naturgebiete so tief einschneidenden Gegensatz des Männlichen und Weiblichen, von den höchstorganisirten Gebilden an bis zu den Säuren und Basen hinab, auffaßt und ergreift, um ihn durch das Medium der Rede geadelt und verklärt auf das geistige Gebiet der Vorstellung idealiter nach allen Richtungen hin ein- und durchzuführen, thut er in seiner geistigen Fortbildung einen Schritt, welcher in der Entwickelung der menschlichen Gesellschaft von welthistorischer Bedeutung ist. Es ist Thatsache, daß nur Völker mit Sprachen geschlechtiger Unterscheidung auf dem Schauplatze der Geschichte jemals eine Rolle gespielt und zur Förderung menschlicher Cultur einen namhaften Beitrag geliefert haben. Freilich ist es für uns, welche wir in den Sprachen höherer Stufe geboren und erzogen sind, und daher von vorn herein vom Mangel des Genus und seiner Trageweite keine Vorstellung haben, nicht leicht, die Bedeutung der Uebertragung des Geschlechtsunterschiedes auf die Nennwörter uns zur Anschauung und Bewußtsein zu bringen. Versuchen wir dem eigenen Nachdenken des Lesens, welches wir anrufen, durch einige Fingerzeige zu Hülfe zu kommen. — An sich würde es vielleicht für die psychologische Auffassung wenig verschlagen, daß während es im Deutschen heißt „der Vater" und „die Mutter" der Magyar einförmig az atya und az anya sagt, denn in solchem Falle vermittelt die Differenz des wörtlichen Ausdruckes auch dem Ungar realistisch den Unterschied des Geschlechtes. Anders wird es schon, wenn dem Deutschen „der Baum" und „die Blume", ungrisch wiederum nur a' fá und a' virág gleichförmig entspricht. Was wir in diesem wie in unzähligen andern Fällen, wo kein natürliches Geschlecht vorliegt oder sich erkennbar bethätigt, auffassen, empfinden, fühlen, indem wir sprachlich zwischen „der Baum" und „die Blume" unterscheiden, das ist dem Magyar nach dem Genius seiner Sprache völlig versagt. Auch darin können wir uns einigermaßen die Bedeutung der Eintragung der Substantiva in die Kategorie des Genus zum Bewußtsein bringen, wenn wir darauf achten, in welcher Weise die Ungleichheit in der Auffassung des Geschlechtes an Wörtern desselben Begriffes in verschiedenen Sprachen uns affizirt: ἥλιος und σελήνη oder sol und luna verglichen mit „Sonne" und „Mond"[5]); ferner wie ein geschichtlich eingetretener Wechsel im Genus desselben

[5]) Für die Bezeichnung von „Sonne" und „Mond" hat das Geschlecht in den deutschen Sprachen außerordentlich geschwankt. Ulfilas kennt für Sonne zwei Ausdrücke sauil (vgl. ἥλιος und sol) als Neutrum und sunna als (schwaches) Mask., jedoch auch sunno Femin. Im Altnord. sind beide erhalten in der Form von sôl und sunna (über den Unterschied derselben s. ält. Edda, Alvîsmâl, 19: Sôl heiter medh mönnum, en sunna medh godhum: „Sol heißt es bei den Menschen, aber Sonne bei den Göttern." Ob damit auf einen mundartlichen Unterschied im Altnord. hingewiesen wird?), aber beide weiblich. In den andern deutschen Sprachen gilt nur der zweite Ausdruck, und ist vorwaltend weiblich, wie gegenwärtig. Der „Mond" bedeutet eigentlich mensis, nicht luna, indeß ist doch auch das rechte Wort für luna, nämlich mhd. mâne, ahd. mâno meist männlich, allein wird mhd. doch auch der männlich gefaßten Sonne gegenüber weiblich gebraucht: diu mâne und auch der sunne. Man kann nicht leugnen, daß auf deutschem Boden das grammatische Geschlecht der beiden wichtigsten Gestirne eine der klassischen Auffassung (sol ἥλιος und luna, selten lunus, σελήνη) entgegengesetzte Anschauung anzeigt. Nach Grimm (d. Gr. III. 349 ff.) hängt das mit mythologischen Beziehungen zusammen.

Wortes selbst für die Vorstellung der ausgedrückten Sache von Bedeutung ist, wie Wolke, Waffe, Bibel, Abenteuer u. dgl.[6]); wie Wörter, welche in anderer Hinsicht grammatisch und logisch zusammenstehen, auch dasselbe Geschlecht bekennen (z. B. auf deutschem Gebiete von gothisch haírto, áugo, áuso ab bis zu unserm „Herz, Auge, Ohr", welche stets Neutra waren, und in den ältern Dialekten auch zusammen der schwachen Deklination angehörten. Es sind die Ausdrücke für die drei edelsten Sinnesorgane, den Tastsinn mehr geistig als Fühlen und Empfinden gefaßt, Riechen und Schmecken stehen weiter ab); wie die Minnesänger sich streiten konnten, ob die Minne als männlich oder weiblich aufzufassen sei (Wolfram's Titurel: Minne, ist daz ein er? ist daz ein sie[7]). Von alle dem können die Völker mit ungeschlechtigen Sprachen von vorn herein nicht einmal eine Ahnung haben. Ungemein wächst aber noch die Bedeutung des Genus selbst bei Wörtern natürlichen Geschlechtes, wenn wir die auf Nennwörter zurückgreifenden persönlichen und possessiven Fürwörter heranziehen. Nehmen wir zum Vergleich eine Sanskritsprache, welche darin der ungrischen gleichsteht, daß sie an den Nominibus selbst das Genus wieder verloren hat, während es bei gedachten Fürwörtern haften blieb. Der Engländer sagt eben so gleichförmig wie der Ungar: the father, the mother und the tree, the flower, und in der That ist es ein großer Abgang, daß er sofern das Geschlecht nicht mehr unterscheiden kann (§. 3). Allein was würde aus der englischen Sprache und Diktion werden, wenn der Sprechende auch in fortgesetzter Rede nicht in Bezug auf father und mother zwischen he und she und weiter zwischen his und her zu wählen hätte, und wie würde es selbst für den Fall natürlich ungeschlechtiger Wörter, wie tree und flower, wie city und ship und tausend andere, namentlich die dichterische und rednerische Darstellung beengen, wenn er sich in fortlaufender Rede auf diese nicht mehr (freilich so ziemlich nach subjektiv willkürlichem Ermessen) mit he und she, sondern stets nur mit einförmigem it sollte zurückbeziehen dürfen? In solcher Lage ist aber die magyrische Sprache, welche ebenso wenig wie am Nomen, an seinem Stellvertreter, dem Pronomen, das Genus bestimmt. Nach Allem ist es nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen: einem Magyar, welcher bloß in seiner Muttersprache erzogen ward, muß, wenn er etwa nachgerade Sprachen höherer Stufe sich aneignet, wie Latein oder Deutsch, eine ganz neue Welt von Vorstellungen,

---

[6]) Für das Geschlecht von „Bibel" entschied der irrthümlich als Sing fem. gefaßte Neutr plur. biblia. — „Waffe" und „Wolke" sind organische Neutra, althd. wâfen, wolken, altsächs. vâpan, volkan. Im Plural fiel schon in der alten Sprache das flexivische e ab, und nun wurde die Form irrthümlich als Plural schwacher Deklin. von einem weibl. Sing. aufgefaßt, und so ergab sich die Wolke, die Waffe. — „Abenteuer" in der Form von aventiure (vgl. J. Grimm's Abhandlung über die Avent.) ist nach dem romanischen adventura an sich weiblich, Frau Aventüre u. dgl. Zum neutralen Geschlecht, das jetzund gilt, hat sicher die Verschlechterung in der Bedeutung beigetragen: an sich jedes Ereigniß bedeutend und als geschichtliche Sage gern personifizirt, bezeichnet es jetzt ein wunderlich seltsames Ereigniß. — Selbst die im Text zur Exemplifikation gewählte „Blume" war, gothisch bloma, männlicher schwach Dekl., wie lat flos und wurde verhältnißmäßig erst spät als Feminin gefaßt. Ueber Geschlechtswechsel im Deutschen siehe weiter bei Grimm, Gr. a. a. St.

Anschauungen, Empfindungen aufgehen, welche bis dahin in der Nacht seines Bewußtseins vergraben lag.

Hiermit ist jedoch eigentlich erst die bloße nackte Thatsache der Geschlechtsunterscheidung gewürdigt, von ihren Folgen für die Bildung des eigentlichen Wortes als Theil des Satzes und für die Struktur des Satzes selbst noch gänzlich Umgang genommen. Was nun aber erstens den Einfluß des Genus auf die Gestaltung des Wortes, wie es im Satze vorkommt, anbelangt, so ist die geschlechtige Motion zwar nicht das einzige, aber doch ein wesentliches Element in der Deklination. In ungeschlechtigen Sprachen fällt daher dieser Coefficient der Deklination nothwendig aus. Da nun die andern Constitutivelemente der Deklination, die Abwandlung durch Casus und Numerus, mit der Motion des Genus auf gleichem Fuße stehen, so fallen auch Casus und Numeri als wahrhaft grammatische Formen aus, und jede wahre, d. i. flexivische Deklination ist unmöglich. — Diese Sätze bedürfen einiger Ausführung. Zwar sollte ich es hier als anerkannt voraussetzen dürfen, daß das Genus in die flexivische Deklination als wesentlicher Coefficient eingreift, jedoch wird, um dies auch dem weniger Eingeweiheten zu veranschaulichen, der Hinweis genügen auf das lat. und griech. Adjektiv dreier Endungen τυφλὸς, ή, όν, coecus, a, um und die nach der Deklination entsprechenden Substantiva, λόγος, γέφυρα, τέκνον, famulus, mensa, templum, ebenso goth. blinds, a, ata (Neutrum auch ohne Flexion blind), die Substantive fisks, giba, vaúrd. In all' den genannten Wörtern liegt der ganzen nominellen Abwandlung, wie sprachwissenschaftlich erwiesen ist, ein Thema oder (wie Bopp es nennt) ein Generalcasus zu Grunde; und zwar geht diese Grundform hier auf a aus (daher A-Deklination genannt), welches ursprüngliche a für das Griechische als o und das Latein als i, früher u, anzusetzen ist, sodaß wir also, um bloß das Adjektiv zu nennen, als Grundformen gewinnen τυφλο, caeci (caecu), blinda. Wollten wir nun bei völlig gleicher Grundform der genannten Nomina in der Deklination vom Genus absehen, so könnte die bloße Abwandlung per casus und numeros nur völlig gleiche Endungen ergeben. Der ganze immerhin beträchtliche Unterschied in der Deklination von λόγος und γέφυρα, famulus und mensa, fisks und giba u. s. w. wird sohin lediglich durch den grammatischen Genusunterschied bedingt. Ueberhaupt setzen sich die sogenannten Flexionen der Deklination aus drei Elementen zusammen, Bezeichnung des Genus, Numerus und Casus, und diese sind meist, namentlich bei jüngern Sprachen, in denen die Wortauslaute verwittern, so eng verschmolzen (manchmal sogar ganz abgefallen), daß es auch der schärfsten kritischen Analyse mitunter nicht gelingen will, zu entscheiden, was dem Genus, dem Casus oder dem Numerus angehört. — Ganz anders in den Sprachen, als deren Repräsentant uns das Magyarische gibt. Für die Deklination fällt das Genus fort: darüber ist kein Streit. Dagegen wird nun dennoch eine Deklination durch Casus und Numerus in der ungrischen Grammatik aufgestellt. Bei näherer Prüfung zeigt sich jedoch, daß diese Deklination nur Schein ist, und daß diese Casus und Numeri eben so roh stofflich aufgefaßt

werden, wie wir es vom Genus bereits nachgewiesen haben. — Die ungrische Grammatik lehrt zwei Numeri, Singular und Plural, und (zuverlässig aus Einwirkung der lateinisch-deutschen Grammatik) vier, und zwar die vier deutschen Casus (mit gleichem Rechte könnte sie ein Dutzend und mehrere aufstellen). Beginnen wir mit der Erwägung des Casus. Anlangend den Nominativ, so ist er nirgends eigentlicher Casus, entbehrt zudem im Ungrischen jeglicher Bezeichnung. Vom sogenannten Genitiv sehen wir ab, da sein Wesen im Ungrischen ganz eigenthümlicher Art ist. (S. Exkurs 3. *)

* Exkurs 3. Der magyarische Genitiv wird ausschließlich adnominal verwendet; kein Verbum regiert ihn. Als solcher aber setzt sich der genitivische Ausdruck zusammen periphrastisch aus dem Dativ des regierten und dem Possessiv am regierenden Nomen, z. B. a' hal-nak a' fé-je = der Kopf des Fisches, az ember-nek az élet-e, das Leben des Menschen, also eigentlich wie beim gemeinen Manne und in deutschen Mundarten: „dem Fische sein Kopf", „dem Menschen sein Leben". In dieser Umständlichkeit kommt jedoch der Genitiv seltener, und hauptsächlich nur vor, um Zweideutigkeit zu vermeiden, oder wenn der Genitiv (Dativ) aus welchem Grunde immer dem regierenden Nomen nachgesetzt wird: az élete az embernek. Offenbar ist in solchem Ausdruck auch das Merkmal des Genitivischen doppelt enthalten; sohin genügt es, sobald das regierende Nomen mit dem Possessiv suffigirt wird (élet-e) das genitivische Adnomen in absoluto, d. h. ohne alle Endung oder im Nominativ vorzusetzen (wo dann auch der Artikel für das zweite Nomen ausfällt), also az ember élete = der Mensch sein Leben (Leben-sein), wie man auch im Deutschen mitunter hört. Dies ist der gewöhnliche Ausdruck. Die ungrische Grammatik nennt ihn den abgekürzten Genitiv und behauptet wohl, es sei hier das Suffix -nak -nek am ersten Nomen abgefallen, welcher Abfall nicht selten durch den Apostroph in der Schrift angezeigt wird: az ember' élete. Das zeugt von geringem Verständniß der Sprache, indem im Ungrischen der Wegfall eines Suffixes und eines so gehaltigen etwas durchaus Unerhörtes wäre. Beide Ausdrucksweisen gehen vielmehr vollkommen parallel der sogenannten objektiven oder bestimmten Conjugation, bei welcher das zur Verbalform gehörende Objekt, nachdem es durch das stellvertretende Pronominalsuffix bereits in jene aufgenommen worden, nun dennoch als solches (im Akkus.) nochmals angesetzt wird, jedoch in gewissen Fällen auch ohne Objektszeichen (im Nominat.) beigefügt werden kann. S. unten Anmerk. 7. — Von hohem Interesse ist eine andere Weise der Bezeichnung unseres Genitivs im Ungrischen, wenn dieser den Besitz oder die Angehörigkeit ausdrückt, eine Bildung, welche von älteren Grammatikern wohl geradezu in das Paradigma der Deklination eingereihet ward. Sie geschieht durch angefügtes (Suffix?) é, welches aber der Vokalharmonie nicht unterliegt. In dem Satze: „wessen ist das Bild? des Kaisers" wird die Antwort ungrisch gegeben a' császár-é. Dies é, über welches die ungrische Grammatik sich gewöhnlich so confus ausspricht, ist meines Erachtens nichts anderes, als das övé, d. h. das mit sich selbst suffigirte Pronomen der dritten Person zum Ausdrucke des Deutschen: „der (die, das) Seinige" (ö und e wechseln beständig, wie schon oben erwähnt ward, das v ist nur ein zwischen Vokalen zur Auseinanderhaltung aufsprießender Consonant, oder auch: das Pronomen dritter Person ő lautet eigentlich öv, von welchem das v abfiel; dafür zahlreiche Analogien im Ungrischen; sohin ist nichts

natürlicher, als die Contraktion des övé in é). Hieraus wird sofort klar, daß dies é nicht Suffix, sondern selbstständiges Wort im Satze ist, daher auch der Vokalharmonie nicht unterliegt, und nur der engen Verbindung wegen mit dem Nomen zusammen geschrieben wird. A' császáré ist also, so viel als a' császár' övé nach der zweiten eben besprochenen Formel zum Ausdruck des Genitivs, sohin = „dem Kaiser (der Kaiser), das Seinige". Unser „des Kaisers" in obigem Satze oder lat. Caesaris ist also ein elliptischer Genitiv. Es kann aber auch die Frage: „wessen ist das Bild" ungrisch in der Formel: „wem sein Bild dies"? d. h. kié ez a' kép? gegeben, und überhaupt damit die Fülle äußerst gedrungener Redensarten erzielt werden. Nun begreift sich auch, daß im Ungrischen dieser Genitiv selbst wieder, natürlich in magyarischer Art, deklinirt werden kann und muß. Wenn also jener Satz so gestaltet wird: „wessen Bild sehe ich? des Kaisers", so muß die Antwort lauten: a' császáré-t, dem Kaiser das Seinige (Akkus.). — In gewissen Fällen können die Ungarn durch das pluralisirte. -é den Sinn des griech. οἱ ἀμφὶ oder περὶ τὸν δεινά sehr gefügig wiedergeben. Bátya heißt Bruder, bátyám (mit Suff. der 1. Pers.) mein Bruder, davon bátyámék eigentlich: „meinem Bruder die Seinigen", d. h. die Angehörigen meines Bruders, ihn mit eingeschlossen. Davon verschieden ist bátyáim meine Brüder. Man hat wohl jene Ausdrucksweise den Pluralis consortii genannt; s. Gyarmathi, a. a. O. S. 11.

Der Dativ wird für beide Numeri durch -nak, -nek, das im Plural der Numerusbezeichnung nachfolgt, der Akkus. durch -t, -at, -et ausgedrückt: hal heißt im Dativ halnak, ember embernek, Akkus. halat, embert (emberet). Daß nun aber diese angefügten nak und at bloß angehängte Suffixe sind, welche nicht entfernt unsern flexivischen Casibus entsprechen, sondern nur in realistischer Nachahmung die casuellen Beziehungen auszudrücken suchen, ergibt sich schon daraus, daß alle sonstigen Präpositionalausdrücke in vollkommen gleicher Weise behandelt werden: wenn embernek „(zu) dem Menschen" bedeutet, so sagt emberrel (statt embervel) aus „mit dem Menschen", embertől „von dem Menschen", emberen „in dem Menschen", embertűl „über den Menschen hinaus" u. s. w. Man könnte somit im Ungrischen, wie es auch im Finnischen geschieht, eben so viele Casus zählen, als es präpositionale (eigentlich postpositionale) Ausdrucksweisen gibt. Auch erscheinen diese Postpositionen, welche die sogenannten Casus bilden, selbst wieder als für sich stehende Wörter, welche Suffixe, namentlich die persönlichen Pronomina, aber auch andere an sich nehmen können. Heißt embertől „von dem Menschen" (homine), so ist tőlem „von mir", tőle „von ihm" oder „ihr"; bedeutet embertúl „über den Menschen hinaus", so ist túlság (das Suffix ság bildet Abstrakta) das Ueber-hinaus-sein, d. h. die Ferne oder das Uebermaß. Es lassen sich nun freilich nach dem gegenwärtigen Zustande der Sprache die beiden Casussuffixe nak und t (at) nicht mit Sicherheit auf eine Bedeutungswurzel zurückführen, doch vermuthe ich für das akkusativische t Zusammenhang mit der Verbalwurzel te (Infin. tenni) = machen, welche auch im Ungrischen ganz deutlich in der Conjugation die kausative Form bildet (ír = er schreibt, írat = er läßt schreiben) und auch außerhalb dieser Form dem Verb faktitive Bedeutung verleihet

(ered = entsteht; ereszt, lautgesetzlich statt eredt = läßt entstehen, läßt los). Mich will bedünken, daß das verbale Causativ begrifflich recht wohl zum nominalen Akkusativ stimmt, wo dann dem Immediativ der Nominativ antwortet: „der Tisch steht an der Wand, man stellt den Tisch an die Wand". Am beweisendsten für die unflexivische Natur dieser Casus ist der Umstand, daß lediglich das Substantiv, nicht die voraufgehenden Attribute das Casuszeichen bekommen: a' jó ember = der gute Mann, a' jó embernek = dem guten Manne. Wäre das Flexion, so müßte es heißen az*nak* jó*nak* embernek, wie *τῷ ἀγαθῷ ἀνθρώπῳ*. Es fehlt auch beim Casus die Congruenz; doch dies führt schon ins Satzgefüge hinein, worüber später. — Wir sind hiernach berechtigt, die Casussuffixe für die Gestaltung der Sprache um nichts höher anzuschlagen, als die materielle Motion durch -né. Wie grófné (Gräfin) eigentlich nur „Graf-weib" ist, so ist grófat (Grafen, Akkus.) eigentlich nur „Graf-machen, Grafgemacht, Grafobjekt": das eine wie das andere nur stoffliche Bezeichnungen für Beziehungen, welche in höher organisirten Sprachen zu grammatischen Kategorien werden.

Das Gleiche gilt, nur noch augenfälliger, vom andern Hebel der Deklination, der Numerusbildung. Während der Singular unbezeichnet bleibt, bekommt der Plural den Auslaut -ak (ok, ek, ök nach der Vokalharmonie): ember, Mensch; emberek, Menschen. Obgleich auch hier die Bedeutung der Suffixsilbe nicht etymologisch dargethan werden kann (denn die versuchte Herleitung aus dem Relativ ki befriedigt nicht), so ist doch gewiß, daß sie ganz realistisch eine Mehrheit bezeichnet: ember-ek = Mensch-mehr (d. h. manch, viel; im Sing. brauchen wir „mehr" nur comparativisch, ich weiß kein passendes Wort). Der augenscheinlichste Beweis für diesen Verhalt liegt in der auf den ersten Blick befremdlichen Erscheinung, daß wenn die Pluralität im Ungrischen anderweit durch einen bestimmten oder auch unbestimmten Zahlausdruck schon angezeigt ist, das Nennwort regelmäßig ohne Suffix im Singular steht. So heißt sok viele; „viele Menschen" aber sok ember (nicht ember*ek*); három ist drei, drei Menschen aber három ember. Dies Gesetz gilt so durchgreifend, daß wenn der Zusammenhang der Rede die Pluralconstruktion des prädikativen Verbs nothwendig oder doch wünschenswerth wird, die Bezeichnungen der Pluralität nicht mehr in recto (Nominativ) stehen, sondern suffigirt oder in obliquo gesetzt werden. In dieser Umschreibung erst kann der Magyar sagen sok*an* oder hárm*an* ember*ek*, viele oder drei Menschen (eigentlich: in Vielheit oder in Dreiheit Menschen) [7]). Ein anderes Beispiel: mind bedeutet

[7]) Einen parallelen Fall glaube ich im Ungrischen beim Objektscasus oder Akkus. aufgefunden zu haben. Es kennt nämlich (hierin von allen finnischen Sprachen außer der mordwinischen abstehend) neben der unbestimmten (die sog. bestimmte oder objektive Conjugation, welche das durch den Artikel oder sonst bestimmte Objekt, vertreten durch das Pronomen 3. Pers., schon in die Verbalform aufnimmt, und dann das Nomen in Akkus. neben setzt, somit allerdings zweimal setzt: láttok egy kalapot = ihr sehet einen Hut, aber lát*já*tok a' kalapot, ihr sehet den Hut (ihn, den Hut). Die regelmäßige Beifügung des Objekts im Akkus. zeigt, daß das Gefühl für die Objektseinverleibung sich abgestumpft haben muß. Indeß in der gemeinen Rede, welche nicht selten Ursprüngliches bewahrt, wird in manchen Fällen das Objektsnomen ohne Suffix oder im Nominativ beigefügt: nem látjátok

omnis; mind ember = omnis homo, was freilich dem Sinne nach auch omnes homines ausdrücken kann. Soll dies aber genauer gegeben werden, so heißt es nicht mind ember*ek*, sondern mind*en* emberek (in omnitate homines). Man sieht, es kommt bloß auf den realistischen Ausdruck der Mehrheit an; ist diese anderweit bezeichnet, wozu noch ein Pluralsuffix? An eine Eintragung des Nomens in die Pluralkategorie ist nicht zu denken [8]).

Die gegebene Darlegung des Thatsächlichen hat die anfängliche Vermuthung, daß in ungeschlechtigen Sprachen mit dem Genus auch die beiden anderen Elemente der Deklination, Abwandlung durch Numerus und Casus, als wahrhaft flexivische Operationen wegfallen möchten, zur Gewißheit erhoben. Sprachen ohne grammatisches Geschlecht sind eben deshalb auch ohne Deklination. Somit können alle die mannigfachen und feinen Beziehungen, welche die höher stehenden Sprachen durch die Abwandlung des Nomens gewinnen, wenn überhaupt, nur materiell durch realistische Bedeutungslaute erreicht werden. Doch geschieht es in der Sprachklasse, zu welcher die behandelte gehört, nicht durch bloße Nebensetzung von Stoffwörtern, sondern durch äußerst reich entfaltete Suffigirung, welche, wenn man nicht bis auf den Grund sieht, leicht den Schein einer üppigen Flexionsfülle annehmen kann. — Auch auf die Conjugation erstreckt sich die durch den Mangel des Genus angezeigte Formlosigkeit der Sprache in ihren Folgen; wir sehen jedoch, da wir uns auf das Nächstliegende zu beschränken haben, davon ab.

Kommen wir nun zweitens auf die Folgen des Geschlechtsmangels für das syntaktische Satzgefüge. Zuvörderst constatiren wir den Ausfall der syntaktischen Congruenz, d. h. der Uebereinstimmung des Substantivs mit seinen Adjektivs in genere, numero et casu, wenn diese attributiv sind. Zwischen bon*us* homo und bon*a* mulier kann magyarisch selbstverständlich kein Unterschied sein: jó ember und jó asszony. Solche Congruenz ist nur bei grammatischer Geschlechtsunterscheidung möglich. Da nun aber, wie wir zuletzt zeigten, auch Casus und Numerus hier nicht zu Kategorien werden, in welche die Attribute des Nomens eingetragen werden könnten, so folgt, daß auch in der Wiedergabe von: bon*i* hominis,

---

a' kalapom? „sehet Ihr meinen Hut nicht?“ (eigentlich: ihn, mein Hut). Ist die Objektivität schon im einverleibten Pronomen bezeichnet, wozu noch das Nomen selbst in den Objektscasus setzen?

[8]) Aber gibt es nicht gerade auch im Deutschen Fälle, wo bei der Pluralität doch der Singular verwendet wird? Bei Angaben von Zahl, Maß und Gewicht setzen wir nicht selten den Singular zu solchen Nennwörtern, die sonst die gehörige Pluralform haben: hundert Mann Infanterie, zehn Buch Papier, fünf Pfund Kaffee u. dgl. m. Indeß ist hier das Singular nur Schein. Fast alle diese Maß- und Gewichtsausdrücke sind neutrale Substantive, welche wie alle andern Neutra in der alten Sprache ihre Pluralflexion abgelegt hatten, und dafür gern die Endung -er annahmen. Als Collectivausdrücken der Quantität widersteht ihnen jedoch diese Pluralbildung, welche stets die Individualität der im Plural zusammengefaßten Einheiten bezeichnet; als solche mußten sie daher die alte Form beibehalten. Einige wie „Hand“ und „Fuß“ sind nach falscher Analogie in jüngster Zeit gefolgt. Ein wahrer Singular ist hier nirgends zu finden. S. Grimm, Gr. IV. S. 285 f. — Dagegen steht im Semitischen unleugbar bei Zahlangaben in einzelnen Fällen der Singular, z. B. hebr. אַרְבָּעָה אָשָׂר יוֹם vierzehn Tage; namentlich bekommen in der Verbindung der Dekaden mit den Grundzahlen gerade die größeren Zahlen den Singular: מֵאָה שָׁנָה וְעֶשְׂרִים שָׁנָה וְשֶׁבַע שָׁנוֹת, d. h. 127 Jahre. In diesem Verfahren möchte ich eine gewisse Annäherung an die Auffassung der ungrischen (und andern unflexivischen) Sprache erkennen.

bon*ae* mulieris, bon*orum* hominum, bon*arum* mulierum u. ff. das Adjektiv stets in starrer Einförmigkeit belassen werden muß: jó embernek, jó asszonynak, jó emberek-nek, jo asszonyoknak etc. (wie wenn lat. bon homo, bon hominis, bon homines, bon hominum deklinirt würde). Bei einiger Reflexion wird einleuchten, ein wie weit greifender Abgang durch diesen Mangel der Congruenz angezeigt wird. — Allein mehr noch. Derselbe Mangel des Geschlechts und folgeweise der Congruenz, verschuldet es zum Theil wenigstens auch, daß im Ungrischen die Unterscheidung zwischen attributiven und prädikativen Satz, auf dem doch der Satzbau zunächst und zumeist beruht, formell unmöglich gemacht wird. Im Vergleich zur deutschen Sprache nach ihrem gegenwärtigen Stande ist dies sofort einleuchtend, indem diese dem prädikativen Adjektiv die Flexion entzieht und es damit genau vom attributiven, welches flektirt, sondert; der gute Mann, der Mann ist gut (welch Letzteres zum ungrischen Verfahren stimmt). Allein eingeräumt, daß die also herangebrachte Unterscheidung der beiden Satzformen nur eine durch geschichtlichen Verfall erzeugte Singularität der neuhd. Sprache ist, so entgeht doch so wenig dieser, wie den andern indogermanischen und semitischen Sprachen, welche auch das Prädikat moviren und sofern vom Attribut nicht unterscheiden, das Verbum prädikativum (kopulativum)[9]). Den Sprachen ohne Geschlecht mangelt es aber durchaus; das ungrische unserm „sein" (esse) entsprechen sollende Verb lenni (Infin.) bezeichnet niemals die bloße Kopula zur Verbindung von Subjekt und Prädikat, sondern hat wiederum konkretstoffliche Bedeutung (dasein, werden u. dgl.). Wie kein Genus, so gibts auch keine Kopula, und somit ist im Ungrischen eine formale Unterscheidung zwischen Attribut (Subjekt) und Prädikat weder nach Art der jetzigen deutschen Sprache, noch auch und noch weniger nach Maßgabe etwa der klassischen Sprachen gedenkbar. Wenn ich die Vorstellungen von „gut" und „Mensch", denen magyarisch jó und ember entsprechen, combinire, so könnte jó ember oder ember jó an sich eben wohl „Mensch ist gut" wie „guter Mensch (ist)" bedeuten, obgleich hier nun allerdings durch die Wortstellung zwischen beiden Satzformen so unterschieden wird, daß jó ember attributiv, ember jó aber prädikativ zu nehmen ist. Ein solcher Unterschied in der Wortstellung muß zur Anzeige des einfachen Prädikativsatzes genügen; in münd-

---

[9]) Auch das Semitische hat kein wahres verbum praedicativum; weder hebr. הָיָה noch arabisch khâna ist bloße Satzkopula zwischen Subjekt und Prädikat, bedeutet das „sein" in abstracto, sondern entweder „dasein" oder „geschehen", existere oder fieri. Dennoch unterscheidet das Semitische sehr genau zwischen Prädikat und Attribut. Am Einfachsten und Schönsten geschieht es durch den Artikel, welcher, wenn ihn das Substantiv hat, beim attributiven Adjektiv wiederholt werden muß. Mangelt also beim Adjektiv der Artikel, so kann es nur prädikativ gelten. Z. B. hebr. הָאִשָּׁה הַטּוֹבָה = die gute Frau (ist); dagegen הָאִשָּׁה טוֹבָה = die Frau ist gut. Freilich hängt im Semitischen der Mangel des verb. praed. zusammen mit der hier nicht so scharf wie in den Sanskritsprachen durchgeführten Unterscheidung zwischen Verbum und Nomen. S. unten §. 2. §. 3. Vollends schwindet im Ungrischen, wo es weder ein Verb. copulat. gibt, noch dieser Mangel durch syntaktische Mittel ersetzt wird, der formale Unterschied zwischen Verbum und Nomen; auch die magyarische Conjugation ist nur Suffigirung, der Unterschied zwischen Deklination und Conjugation liegt in der Differenz der gebrauchten Suffixe, von einer formellen Ineinsbildung des prädikativen Adjektes mit der Kopula kann nicht die Rede sein.

licher Rede mag Aussprache und Betonung nachhelfen. Man sieht schon, welch äußerliche und dürftige Surrogate hier für die feinern Distinktionen der höher organisirten Sprachen eintreten. Bei entwickeltern Prädikativsätzen kommen aber wiederum die leidigen Suffixe an die Reihe: es gibt sogar Prädikatssuffixe. Hauptsächlich sind deren im Ungrischen drei: vá (vé) zum Ausdruck des Ergebnisses, das erreicht werden soll, nak (nek), um das Urtheil über schon Vorhandenes; úl (űl), um die Weise der Thätigkeit zu bezeichnen. So kann der latein. Satz: Ludovicus coronatus est imperator ungrisch nach Umständen dreifach gegeben werden: Lajós megkoronoztatot császár*rá* (lautgesetzlich statt -vá), wenn L. durch die Krönung erst Kaiser ward; ... császárn*ak*, wenn er schon Kaiser war und als solcher gekrönt ward; ... császár*úl*, wenn die Krönung etwa mit kaiserlicher Pracht geschah. — So weit greift der Genusmangel in die Wortbildung und das Satzgefüge hinein.

3) Nach allem diesen wird der aufmerksame Leser es nur zu leicht angezeigt finden, den ungeschlechtigen Sprachen mit Einschluß derjenigen, welche wir als deren Repräsentanten einzig berücksichtigen konnten, als rohen, stumpfen, zum Ausdruck des Gedankens unbehülflichen Idiomen das Verwerfungsurtheil zu sprechen; er wird eine gebildete Rede in denselben kaum für möglich halten. Dennoch wäre ein solches Urtheil vorschnell. Solche Sprachen können dennoch in ihrer Art und auf der ihnen eigenen Entwickelungsstufe höchst gebildet sein. Von der magyarischen darf es der Vf. d. Abh. versichern. Sie gehört zur finnisch-magyarischen Abtheilung der anfügenden oder Suffixsprachen, welche wirklich eine gewisse Mittelstufe zwischen den bloß nebensetzenden und den flektirenden (geschlechtigen) Sprachen einnehmen, zu welcher außerdem die türkisch-tatarischen und die mongolischen Sprachen, wohl mit Einschluß des Japanesischen, gezählt werden: ein Sprachstamm, dem außer einem Theile von Europa fast das ganze nördliche Asien zufällt. Längst ist anerkannt, daß unter diesen sog. Suffixsprachen außer der finnischen die magyarische, sohin die beiden am meisten nach Westen vorgerückten Sprachen dieses Stammes, innerhalb desselben den höchsten Grad der Ausbildung erreicht und mit europäisch-abendländischer Cultur nicht nur sich berührt, sondern dieselbe auch in ihren Nationalidiomen sich angeeignet haben. Immerhin der Beachtung werth ist die Erscheinung, daß während bei den indogermanischen Sprachen ihr weiterer Abstand von dem ursprünglichen Ausgangspunkte auf den Plateau's von Mittelasien nach Westen zu, welcher Abstand im Ganzen auch der zeitlichen Absonderung von der gemeinsamen Muttersprache entspricht, eine beständig abnehmende Stufe grammatischer Vollkommenheit bezeichnet (im Ganzen und Großen steht das Griechische gegen das Sanskrit, das Latein gegen das Hellenische, das Keltische gegen das Germanische grammatisch zurück), daß gerade umgekehrt die Sprachen des mongolischen Stammes, um sie so zu nennen, nach Westen zu in ihrer Ausbildung voranschreiten. In der äußersten Spitze dieses Fortschrittes bei Finnen und Magyaren erreichen sie in ihrer Art eine solche Stufe der Entwickelung, daß manche Sprachforscher dadurch bewogen wurden, sie einzelnen formbildenden Sprachen, besonders den neueren, deren Flexionen äußerst

verwittert und abgeschliffen sind, entschieden vorzuziehen. Unleugbar zeigen sie auch eigenthümliche, höchst schätzbare Vorzüge. Bereits physiologisch ist die hohe Stellung der Völker finnisch-magyarischer Zunge in der Menschheit angezeigt. Denn während die Suffixsprachen im Ganzen der mongolischen Menschenrasse angehören, berühren sich Finnen und Magyaren mit der kaukasischen Rasse, zu der die Völker flektirender Sprachen zählen, so nahe, daß sie den Uebergang zwischen beiden Varietäten bilden, ja physiologisch richtiger zur kaukasischen als zur mongolischen gerechnet werden: wie denn andererseits die Flexionssprachen im Süden ihres Gebietes, d. h. in den wesentlich semitischen und koptischen Sprachen Abyssiniens, wo sie die unterste Stufe sprachlicher Bildung in ihrer Art zeigen, von Völkern geredet werden, welche unmittelbar an die äthiopische Rasse angrenzen und in sie übergehen [10]). Indem ich mich anschicke, diese eigenthümlichen Vorzüge der in Untersuchung stehenden Sprachklasse dem Leser anschaulich zu machen und zu beurtheilen, bedaure ich lebhaft, von der finnischen Sprache Abstand nehmen zu müssen. Das Finnische im engern Sinne (vom Esthnischen, Lappischen u. s. w. abgesehen) oder wie es in heimischer Zunge heißt, das Suomi, gilt bei den Kennern für ein sehr feines und gebildetes Idiom, welches nach Ansicht einiger Forscher, denen ich übrigens nicht beistimme, die scharfe Grenzscheide zwischen Agglutination und Flexion sogar überschritten hat. Die Finnen besitzen in heimischer Zunge eine nicht zu verachtende Volksliteratur, ja Gesänge (das Kalewala), an welche sich der Maßstab eines Epos anlegen läßt; und eine Sprache, in welche, wie vorlängst die öffentlichen Blätter mittheilten, Shakespeare's Dramen übertragen worden, kann offenbar keine rohe und ungebildete heißen. Da ich es indeß liebe, in allen Dingen mit eigenen Augen zu sehen, finde ich mich auch hier genöthigt, die zu machenden aphoristischen Bemerkungen wiederum an jene Sprache anzulehnen, auf welche sich meine Studien unter den Suffixsprachen bis dahin einzig erstreckt haben, in der Ueberzeugung jedoch, daß sie in der Hauptsache auch das Finnische treffen, und überhaupt den Sprachstamm charakterisiren.

Die ungrische Sprache also zeichnet sich zuvörderst durch eine Masse der schönsten, klingendsten Lautgebilde aus. Ein gyözödelem = Sing, ein tudatlanság = Unwissenheit, ein gözkörnyék = Luftkreis und hundert andere überragen melodisch und musikalisch ganz gewiß die entsprechenden deutschen Lautcomplexe. Das Gesetz der Vokalharmonie und die

[10]) Es hat mir immer für wichtig und lehrreich hinsichtlich der freilich noch nicht geleisteten aber zu hoffenden wissenschaftlichen Beweisführung für die ursprüngliche Einheit aller Sprachen gegolten, daß die linguistischen und physiologischen Eintheilungen der Menschheit, in wie naher Beziehung sie auch augenscheinlich zu einander stehen, sich doch nie einfach und glatt decken. So bilden Indogermanen und Semiten allerdings den Kern der kaukasischen Rasse, allein die in sprachlicher Hinsicht semitischen Aethiopen gehören doch zu jener andern Rasse, welche von ihnen sogar den üblichen Namen hat. Was unsern Fall betrifft, so bilden die Völker der Suffixsprachen zwar den Kern der mongolischen Rasse, allein Finnen und Magyaren (auch Türken) werden doch physiologisch mit Recht zu den Kaukasiern gezählt. Dies Hinüber und Herüber der sprachlichen Eigenart im Verhältniß zur physischen Varietät scheint mir von vorn herein eine unübersteigliche Kluft zwischen den einzelnen Sprachtypen, wie sie manche Sprachforscher anzunehmen Miene machen, auszuschließen.

dadurch veranlaßten zarten und prächtigen Vokalumlaute das o zu ö, das u zu ü, tragen dazu wesentlich bei. — Die äußerst reich entfaltete Suffigirung, kraft welcher durch Anhängung von sieben bis acht Suffixsilben an ein gegebenes Nennwort die mannigfachsten Beziehungen in anscheinender Worteinheit ausgedrückt werden können, die in den Flexionssprachen nur durch langathmige Umschreibungen wiederzugeben sind, vermittelt der Sprache eine Gedrungenheit und Kürze, welche einen schon alten Kenner veranlaßte, die „imperiosa severitas“ als eigenthümliches Kennzeichen ungrischer Sprache aufzustellen. — Die Gefügigkeit der Komposition, auf welche hier im Grunde Alles hinauskommt, macht es derselben leicht, die abstrusesten Begriffe zum Ausdruck zu bringen. Oft habe ich staunen müssen über die spielende Leichtigkeit, mit welcher im Ungrischen die abstraktesten philosophischen Begriffe gegeben werden können, so daß mir vorkam, das Magyarische sei selbst trotz der deutschen Sprache zum philosophischen Ausdruck geeignet. Dies geht so weit, daß es dem Ungarn nicht einfällt, was doch in allen modernen Cultursprachen geschieht, die wissenschaftlichen Termini in der Grammatik, Physik, Philosophie, als aus den antiken Sprachen hergebracht, beizubehalten; er verwendet lieber mit größter Leichtigkeit sich einstellende Kunstwörter aus heimischer Präge. — Die ungrische Sprache ist metrisch so entschieden quantitirend, daß sie vor allen Sprachen Europas im Stande ist, die antiken Metra, wie das heroische Versmaß des Hexameters, vollkommen nachzubilden, was bekanntlich der deutschen Sprache, geschweige den romanischen, unmöglich ist. — Nicht ohne Grund rühmt man der ungrischen Sprache eine ungemein leichte Faßlichkeit nach, welche die Folge einer festen stets constanten Regelmäßigkeit ist. Außer einigen wenigen unschwer begreiflichen Lautgesetzen und der mehr erwähnten Regel der vokalischen Harmonie reducirt sich das ganze Getriebe der Sprache auf Suffigirung, d. h. etwa im Sinne unserer Sprachen auf Zusammensetzung, und zwar eine solche, welche in stets gleicher und natürlicher Gesetzmäßigkeit erfolgt. Da fällt fort jener Wald von Haupt- und Nebenregeln, jenes Gestrüpp von Ausnahmen und Ausnahmen von den Ausnahmen, welche das Studium unserer Sprachen dem Anfänger so mühevoll machen; alle Operationen gehen glatt und reinlich vor sich, es ist eine Grammatik, wie man sie sich gern von vorn herein zurecht legen möchte. — Wenn wir nun noch einen unleugbar großen Reichthum des Wortvorrathes hinzunehmen, so haben wir gewiß die hervorstehendsten Unterscheidungsmerkmale einer hochcultivirten Suffixsprache und zwar in der günstigsten Beleuchtung gezeichnet. Gewiß kein Wunder, wenn patriotische Magyaren auf „mi édes honi nyelvünk“ (unsere süße Nationalsprache) so große Stücke halten.

Leider jedoch sind alle diese Vorzüge näher erwogen nur Vollkommenheiten untergeordneten Ranges, welche in Vergleich mit den höher stehenden Sprachen zu wahren Mängeln herabsinken: Vorzüge des äußern Scheines, denen der innere Gehalt abgeht. Die tönenden klangvollen Lautgruppen sind nur Zungenwerk; nicht aber die Zunge macht die Sprache, sondern der Geist. Das Höchste, zu dem die Sprachbildung sich emporschwingt, die Vokalharmonie beruht doch wohl hauptsächlich nur auf einer schlaffen Bequemlichkeit der Mundwerkzeuge,

und wenngleich dieselbe äußerst günstig verwendet ist, so kann doch eine fortschreitende Assimilation der Vokallaute, wie sie in diesem Gesetz vorliegt, an innerer Bedeutung mit der in unsern Sprachen vorkommenden regressiven oder rückwirkenden Anähnlichung der Laute nicht gleichgestellt werden[11]). Solche Vokaländerungen aber, wie sie z. B. in der deutschen Sprache durch Ablaut, Umlaut, Brechung und selbst durch Trübung des Vokals erzielt werden, sind von weitaus geistigerer Währung, und zeugen selbst, wo sie Folge der Entartung sind, von wirksamen Triebkräften, wie sie im Ungrischen niemals gewaltet haben. — In der Suffigirung spricht sich Natur und Eigenart dieser Sprachklasse am meisten aus. Manche Forscher scheinen an solcher Suffixwirthschaft (welche übrigens in andern Sprachen dieses Typus, z. B. im Türkischen noch viel weiter geht) ein besonderes Wohlgefallen zu haben. Aber was sollen denn solche Ungethüme von Wortbildungen? Es fehlt ihnen die höhere Worteinheit. Ihre Glieder sind mechanisch zusammengefügte Stücke, wozu der Vokalwechsel im Suffix den Kleister hergibt, deren Ganzes einem gewaltigen Bandwurm vergleichbar ist. Trennt man die Stücke ab, jedes lebt für sich. Es mangelt der Centralpunkt, der die Theile beherrscht und sie gliedlich zur Einheit zusammenfügt. Ein Wort im prägnanten Sinne besitzt keine Suffixsprache, und auch keinen Satz; denn wo die organische Einheit des Wortes mangelt, wie könnte da wahre und geistige Einheit der Wortverbindung stattfinden? Hat doch die ungrische Sprache auch kein kopulatives Verbum, welches das Einheitsband der Wörter im Satze zu knüpfen berufen ist. Die ausgeführteste Periode im Ungrischen besteht am Ende doch nur in mechanischer Einschachtelung und bringt es nicht zu einer lebendigen Durch- und Ineinanderbildung der Satztheile. — Die gepriesene Regelmäßigkeit einer solchen Sprache ist auch nur todte Einförmigkeit. Eine durchaus falsche Ansicht wäre es, in den mannigfaltig sich kreuzenden Ausnahmen und Unregelmäßigkeiten unserer Grammatik baare und stumpfe Willkür finden zu wollen: hinter den Ausnahmen taucht immer wieder die Regel auf und in der complicirtesten Mannigfaltigkeit der sprachlichen Gesetze dokumentirt sich ein eben so versteckter als, wo er übersehen wird, überraschender Reichthum von Bestimmungen und Abschattungen des Gedankens. Gerade die Dornen solcher Ausnahmen kennzeichnen die Rosen, die Königinnen unter den Blumen. — Dem ungrischen Versbau soll sein Werth verbleiben, wenn man uns nur einräumt, daß die Quantität seiner Sprache mit der klassischen unvergleichbar ist. Einen Wortton besitzt der Magyar weder im Sinne der Griechen, wo er grammatische, noch im Sinne der Deutschen, wo er logische Bedeutung hat; sein Wortaccent ist bloß phonetischer Natur, und besteht in der tonischen Hervorhebung der ersten Nominal- oder Verbalstammsilbe, an welche alle übrigen ebenmäßig sich anhängen. Tonlos sind auch die suffigirten Silben nicht, denn sie sind für sich bestehende Theile. Daher konnte im Ungrischen ein solcher Conflict zwischen Accent und Quantität, wie er in der deutschen Sprache historisch entstand und leider mit dem Untergange aller wahren organischer Quantität endete, allerdings

[11]) Vgl. Steinthal, Zeitschrift für Völkerpsychol. u. Spr. Bd. I. S. 120 ff.

nicht entstehen, es kann aber auch von einer höhern Ausgleichung zwischen Prosodie und Betonung, wie sie den klassischen Sprachen gelang, hier nicht einmal Rede sein. — Die Fülle der Bedeutungsausdrücke oder sprachlichen Wurzeln (der Wortvorrath) soll dem Ungrischen nicht verabredet werden; allein es darf auch bemerkt werden, daß die Fülle guten Theils nur Bettelreichthum ist. Die Leichtigkeit der Aufnahme aus der Fremde bei einer Sprache, welche im Grunde nur todte Masse besitzt, hat eine überaus starke Entlehnung von den deutschen und slavischen Nachbarn wie veranlaßt, so freilich auch gerechtfertigt.

Mit einem Worte, es fehlt überall das formbildende Prinzip und damit der höhere Sprachgeist. Um bildlich zu sprechen, es verhält sich die ungrische Sprache zu irgend einer, aber hochgebildeten, damit der Vergleich im Uebrigen passe, Sanskritsprache, etwas der griechischen oder deutschen, wie ein überaus künstlich angefertigter Automat zum belebten Organismus des menschlichen Leibes, oder richtiger, wie eine prächtig funkelnde Crystallbildung zu einem vielleicht unscheinbarern aber innerlich belebten Thier- oder Pflanzenexemplar. Eine Sprache wie die magyarische vergleicht sich der Eisblume, welche des Winters Kälte auf der Fensterscheibe gerinnen läßt, zierlich, glänzend mit mathematischer Regelmäßigkeit in den Formen, während ein indogermanisches Idiom der Blume ähnelt, welche des Frühlings linder Hauch auf dem Gartenbeete hervorsprießen läßt, vielleicht weniger zierlich und regelrecht, aber farbig und duftend. — Weil der gestaltende Sprachgeist fehlt, kann eine Suffixsprache bei sonstiger Vollkommenheit ein überaus geeignetes Werkzeug sein — und die ungrische ist es in bewunderungswürdigem Grade — um auch das reichst entfaltete Culturleben, wie das christlich-germanische, in sich aufzunehmen und sich anzueignen; aber es gebricht ihr die schöpferische Produktivität, welche in geistiger Eigenthümlichkeit Selbstständiges und Eigenartiges erzeugt. Der Verfasser hat beim Studium der ungrischen Sprache und Literatur oft staunen müssen, wie eine nach ihrer grammatischen Seite von unserer Sprache so durchaus abweichende und auch in ihrem Wortvorrath so heterogene Sprache[12]), kommt nun dasjenige in Betracht, was man wohl die

---

[12]) So weit die Forschung bis dahin gediehen ist, kann, von unzähligen Entlehnungen abgesehen, noch kaum eine etymologische Vergleichung zwischen den finnisch-magyarischen Sprachen und den nächstliegenden indogermanischen angestellt worden. Gehen wir die vier Klassen von Wortstämmen, an denen in den Sanskritsprachen ihre Unverwandtschaft geprüft und bewährt zu werden pflegt, eben durch, so zeigt sich weder beim Verb. subst. noch bei den zehn Grundzahlen irgend welche Einstimmung oder auch eine Annäherung. In den sog. Verwandtschaftswörtern (Exkurs 2.) könnte atya = Vater angezogen werden, was sich dem goth. atta vergleichen würde. Wenn dies indeß nicht zufälliger Anklang ist, so kann im Ungrischen das Wort historisch recht gut entlehnt sein. Bátya mit frater oder „Bruder“ zusammen zu stellen, liegt doch schon zu fern; barát (Freund, Bruder, Religiose) ist allerdings das lat. frater, aber auch zuverlässig daraus entlehnt. Dagegen ist anzuerkennen, daß in der vierten Klasse, bei den persönl. Pronominibus (in welchen auch das Semitische dem Indogermanischen auffallend näher tritt), mehr als zufällig scheinende Anklänge vorkommen. Die 1. Pers. Sing. ungrisch én, als Suffix am (om, em) ähnelt offenbar dem indogerm. Stamm, welcher als ma (oder m') bezeichnet werden kann; eben so ungrisch te, suffigirt ad (od, ed), dem tu der 2. Pers.; die Plurale dieser Pronomina erscheinen ungrisch wie semitisch, und abweichend von der indogerm. Fassung, als wirkliche Pluralbildungen. Auch für die 3. Pers. ö (suff. a, e), kann eine Beziehung zu

Funktion einer Sprache genannt hat, wir meinen die Verbindung der durch den Laut angezeigten Begriffsmerkmale zur Einheit des Begriffes im Worte und die Verbindung der in den Worten ausgeprägten Begriffe zur Einheit des Urtheils im Satze, daß, sage ich, in dieser Funktion die Sprache so wenig, ja (so weit meine Einsicht reicht) fast gar nichts Eigenthümliches specifisch Magyarisches zeigt, vielmehr als bloße Reproduktion der Funktion anderer Cultursprachen, vorab der deutschen, nur mit ganz andern Mitteln, sich herausstellt. In dieser Hinsicht ist der Abstand des Ungrischen vom gegenwärtigen Nhd. (unglaublich, aber wahr) vielleicht nicht einmal so groß, als der des letztern vom Niederdeutschen. Nach dieser mehr dem Innern zugekehrten Seite weht im Ungrischen kein eigenthümlicher Geist und bietet diese Seite der Beobachtung auch geringes Interesse. Da nun aber die Funktion jenes Moment in der Sprache ist, durch welches sie unmittelbar in die Literatur eingreift, so wird es sich von vorn herein verstehen, daß in solcher Sprache auch literarisch wenig Eigenartiges erzeugt wird. Und so ist es. In Reproduktionen aus der gleichzeitigen modernen Cultur, in Uebersetzungen und Bearbeitungen oder in rein wissenschaftlichen Leistungen, bei denen die Sprache kaum in Betracht kommt, erschöpft sich die relativ reichentfaltete und zur Zeit sorgsam gepflegte sog. Nationalliteratur der Magyaren [13]).

Ungeschlechtige Sprachen, denen das wahrhaft gestaltende Prinzip des Sprachgeistes abgeht, sind darauf angewiesen, in der Culturgeschichte der Menschheit eine untergeordnete Rolle zu spielen; ein adäquates Bild des Denkens können sie nicht geben, da die Ineinsbildung von Stoff und Form, worauf doch das Denken beruht, nicht vollzogen ist. Sie gehören den sog. passiven Nationen an, denen es nicht verliehen ist, mit produktiver Aktion in die Geschichte einzugreifen; nicht zu herrschen, sondern sich anzuschließen sind sie berufen. Man erlaube diesen Ausblick auf die gegenwärtige, nationalpolitische Situation. Die Magyaren sollten das anerkennen, ihr Nationalgefühl ist nicht selten krankhaft überschwänglich. Grausam wäre es und ungerechtfertigt, die magyarische Nationalität, welche wie immer mit der Sprache steht und fällt, unterdrücken zu wollen. Jedes Volk hat ein Anrecht auf Schutz und Pflege seiner Sprache, des kostbarsten seiner natürlichen Güter, geschweige ein Volk, welches so viele treffliche Eigenschaften und eine relativ so hochgebildete Sprache und Literatur besitzt. Wollen aber die Magyaren im nationalen und literarischen Leben sich völlig auf sich selbst stellen, sich abschließen oder gar herrschen, so haschen sie nach einem unerreichbaren Ziele; nur im Anschluß an das große Culturleben der Gegenwart (selbstverständlich zunächst an das christlich-germanische) und

lat. is, ea, id, goth. is, si, ita (Stamm i) kaum übersehen werden. Da die persönl. Pronomina gewiß zu den ältesten und ursprünglichsten Ausdrücken der Sprache gehören, so ist für die etymolog. Sprachforschung die Uebereinstimmung gerade in diesen von hohem Belang.

[13]) Vielleicht ist dies Urtheil doch zu einseitig und hart. Dem Vf. war es nicht vergönnt, von der eigentl. Nationalliteratur, namentlich der Poesie, der Ungarn nähere Einsicht zu gewinnen; fast nur wissenschaftliche Arbeiten in dieser Sprache sind in sein Bereich gelangt. Möglich, daß in jener manch Naturwüchsiges sprießt. Indeß im Ganzen wird es zuverlässig von untergeordneter Bedeutung sein.

zwar in dienendem Anschluß (darin liegt weder Vorwurf noch Geringschätzung, sondern nur Anerkennung des Thatsächlichen; neben den herrschenden wird es stets dienende Völker geben, sagt J. Grimm) können die Ungarn ihre Selbstständigkeit wahren, können in untergeordneten Branchen vielleicht schöpferisch den Fortgang der Cultur fördern, auf jeden Fall aber an der Gesammtbildung des christlich-germanischen Europas sich segensvoll und ersprießlich betheiligen; ein vordringliches Geltendmachen des Sonderthümlichen müßte am Ende auch zum Ruin dessen führen, was in der Nationalität berechtigt ist. Daß der einzelne Magyar, wie jedes andere begabte Kind der gegenwärtigen Cultur, auch im großartigsten Maßstabe, nur nicht in seinem specifischen Magyarenthum, an derselben sich betheilen und in dieselbe thätig eingreifen kann, versteht sich ohnehin von selbst. Doch lenken wir ein.

Dem eigentlichen Sprachforscher nicht nur, denn von diesem versteht es sich von selbst, daß er sich die verschiedenen Sprachklassen wenigstens in ihren typischen Hauptformen selbstständig aneignen müsse, sondern selbst dem gründlichern Dilettanten will ich das Studium einer gebildeten Suffixsprache, wie es die ungrische ist, dringend empfohlen haben. Es ist vom allergrößten Interesse. Daß die Vergleichung einer solchen mit unsern ganz anders organisirten Sprachen uns die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge der letztern erst recht ins Bewußtsein bringt, braucht kaum berührt zu werden; aber selbst für eine philosophische Erkenntniß derselben ist solch ein Studium sehr förderlich. Es ist wenigstens das mit eine Aufgabe rationeller Sprachforschung, Sinn und Bedeutung unserer grammatischen Formen denkend zu reconstruiren. Indem nun eine Sprache wie die ungrische den Sinn dieser Kategorien in konkreter Stofflichkeit auszudrücken durch ihren Genius angewiesen ist, löset sie ja selbst halbweges die gestellte Aufgabe aus sich heraus: aus der realistischen Auffassung der Beziehung muß das Abstrakte ja konkret hervortreten und der Sinn des erstern wie von selbst sich ergeben. Wer sich faßlich machen will, was ein Casus, etwa der Akkusativ, eine Verbalform, z. B. das Passiv, eine Ableitungssilbe, etwa zur nominellen Abstraktbildung, was Prädikat in Beziehung auf das Subjekt u. s. w. in unsern Sprachen eigentlich sagen wollen, der forsche nach, wie die ungrische Sprache diese Beziehungen in ihrer Manier durch inhaltliche Bedeutungslaute bezeichnet, und es wird ihm nahegelegt werden[14]). — Zum Trost endlich für Solche, denen diese Zeilen zu

[14]) Wir wollen unsern Gedanken an einem Beispiele erläutern. Die ursprüngliche Bedeutung des Passivs in unserer deutschen wie in allen andern indogermanischen Sprachen war schwerlich die der reinen und bloßen Passivität in der Art, wie sie in der aktiven Satzform dem Objektscasus oder Akkusativ zusteht; denn warum hätte die Sprache zu zwei verschiedenen Satzformen, wie: „der Vater liebt den Sohn" und „der Sohn wird vom Vater geliebt" greifen sollen, wenn sie völlig synonym wären? Da das Verb überhaupt Ausdruck der Handlung oder Thätigkeit ist, so wird man nicht umhin können, zu vermuthen, daß ursprünglich auch in der passiven Satzform dem Subjekte eine gewisse Energie wenn auch mindern Grades beigelegt ward; ja vielleicht ist selbst jetzt noch und sogar in der Muttersprache der Abstand zwischen dem Objekt in der aktiven Satzform, welches sich als rein leidend verhält, und dem Subjekt in der passiven, welches einen gewissen Grad der Thätigkeit einschließt, unter Umständen nachzufühlen. Z. B. das Mädchen klagt bei der Mutter: „Fritzchen hat mich wieder geschlagen" (die Kleine faßt sich als bloßes Ziel der Handlung, als durchaus leidend; daher „mich" in aktiver Satzform); darauf die Mutter,

solchem Studium etwa Lust erwecken könnten, darf ich beifügen, daß das Erlernen einer solchen Sprache, sobald man sich in ihre anfangs freilich höchst befremdliche Grammatik hinein-

---

vermittelnd: „Ei, mich wundert es nicht, daß Du so oft von ihm geschlagen wirst; Du neckest ihn auch immer" (die Mutter will rügen, daß die Kleine dazu Anlaß gegeben, also etwas gethan hat, daher „Du" in passiver Satzform). Nicht leicht, und sicher nicht ohne andere Schattirung des Gedankens, könnten hier beide betreffenden Sätze respektiv in die passive und aktive Form umgesetzt werden. Genauere Prüfung der verbalen Passivformen in den Sanskritsprachen zeigt nun auch wirklich, daß sie nirgends ursprünglich und selbstständig, sondern aus dem (reflexiven) Medium abgeleitet sind: im Griechischen wird die Hälfte der Tempora des Passivs und im Gothischen werden alle dürftigen Reste desselben geradezu aus dem Medium entlehnt; im Latein bildet sich das ganze Passiv durch Anhängung des reflexiven se an die entsprechenden Aktivformen (s. Exkurs 6); die andere Hälfte der griechischen Passivtempora, sowie das ganze Passiv im Sanskrit entstehen durch Anfügung einer Bedeutungssilbe an den Verbalstamm, deren Wurzel, griech. tha, indisch ya, „stehen" und „gehen" ausdrückt, somit wiederum auf den medialen Sinn hinweiset (vgl. lat. veneo, d. i. venum eo, ich gehe in den Verkauf, komme zum Verkauf, endlich: werde verkauft). In der That liegt nun auch der Uebergang von der reflexiv-medialen zur passiven Bedeutung nahe genug, wie er sich denn auch selbst in den jüngern Sprachen noch historisch nachweisbar verfolgen läßt (im Neunordischen, s. Exkurs 6): ein „ich erfreue mich" spielt wie von selbst über in ein: „ich werde erfreuet"; eben so delectat se in delectatur. Indeß scharf genommen würde sich doch nur für den Fall das Passiv mit dem reflexiven Medium in der Bedeutung vollständig decken, wenn die Person oder Sache, welche Objekt der Handlung ist, zugleich als Subjekt derselben betrachtet werden kann, wie in obigen Beispielen. Ist dagegen das (logische) Subjekt der Handlung eine andere Person, wie in dem Satze: „der Sohn wird vom Vater geliebt", so muß offenbar, um die passive Satzform als Ausdruck wirklicher Aktivität fassen zu können, zum Begriffdes reflexiven Mediums noch ein Merkmal hinzugenommen werden, nämlich das der Veranlassung; d. h. das sprachliche Passiv kann nur dann als wahre Aktivität vorgestellt werden, wenn man es als ein mediales (reflexives) Causativum auffaßt. Das Geliebtwerden - vom - Vater ist beim Sohne nur dann als Thätigkeit zu begreifen, wenn der Sohn den Vater veranlaßt, ihn zu lieben; dies war dann gewiß auch ursprünglich der Sinn der Satzform: der Sohn wird vom Vater geliebt, wie denn auch jetzt noch: „er läßt sich Friedrich nennen" gleichbedeutend ist mit „er wird Friedrich genannt". Wenn man daher dem Grundsatze beipflichtet, daß jede Verbalform irgend eine Thätigkeit andeuten muß, so kann der Sinn unseres Passivs eigentlich und ursprünglich nur des medialen (reflexiven) Causativums sein. Läßt sich nun auch das Merkmal des Causativs in der Gestaltung des indogermanischen Passivs auch nicht immer besonders nachweisen (mitunter aber doch; der 2. Aorist ἐτυπόμην ist nur Medium und nicht Passiv, das völlig gleichgebogene Imperf. ἐτυπτόμην ist Medium und Passiv zugleich. Woher diese Differenz? Antwort, weil ἐτυπόμην vom reinen Stamme τυπ gebildet ist, welcher immediate Bedeutung hat, ἐτυπτόμην vom unreinen τυπτ, welches lautgesetzlich für τυπι steht, herstammt, dies ableitende ι aber, wie aus dem Sanskrit und dem Gothischen leicht nachzuweisen ist, dem Verb causative oder faktitive Bedeutung gibt, u. s. w.), so mag das seinen Grund darin haben, weil zur Zeit, wo die Sprache auf die Bildung der passiven Satzform verfiel, die Verbalwurzeln an sich schon neben der immediaten meist auch die causative Bedeutung hatten, wie bekanntlich auch jetzt noch gar nicht selten, oder auch weil die zahlreichen Fälle, in denen das Passiv als reines Medium (Reflexiv) gefaßt werden kann, die des causativen Mediums nach sich zogen. — Was sich also über die Grundbedeutung des Passivs auf indogermanischem Gebiete durch historische und rationelle Forschung mit Mühe erkennen und begründen läßt, lehrt nun die ungrische Sprache auf den ersten Blick in der unbefangensten Klarheit und Durchsichtigkeit. Ein Passiv als wahre Sprachform hat selbstverständlich dies Idiom nicht; es bildet sich sein sogen. Passiv durch die unvermeidliche Suffigirung. Dies indeß ist ganz deutlich das Causativum in den medialen Personalendungen (wie die ungrische Grammatik sich ausdrückt, das Faktitivum als ikes íge, d. h. als Verbum mit der Endung ik in der 3. Pers. Sing. Präs., welche beim aktiven Verbum den nackten Stamm zeigt); so ist z. B. vár (Stamm oder Wurzel, hier einerlei) = er erwartet; várat (at oder tat bildet das Causativ, s. oben S. 17 f.) = er macht oder läßt erwarten; endlich váratik (ik ist Ausdruck des Mediums oder Neutrums, wenigstens in dieser Person, wie és-ik er fällt, tetsz-ik er gefällt u. v. dgl.; übrigens etymologisch noch nicht erforscht) = er wird erwartet, d. h. eigentlich: er macht oder läßt

gearbeitet hat (aber auch in dieser Seltsamkeit liegt ein Sporn), ungemein leicht ist; wobei nur die Fremdartigkeit des Sprachgutes, welches zum Vergleich mit den schon bekannten (sanskritischen und semitischen) Sprachen kaum jemals Anlaß und dadurch für das Gedächtniß Anhalt bietet, allerdings in einem vorgerücktern Lebensalter, wo die Gedächtnißkraft abnimmt, Schwierigkeit bereitet, und daher eine schon frühzeitigere Beschäftigung mit diesem Studium rathsam macht, als dem Vf. d. Abh. vergönnt war.

Verschiedene Behandlung des grammatischen Geschlechtes im Indogermanischen und Semitischen.

§. 2.

Indem wir uns nun den Sprachen zuwenden, die das grammatische Genus in sich entwickelt haben, treten wir in jenes Sprachsystem hinein, welches dadurch, daß es im Lautcomplexe des Wortes und in der Wortverbindung des Satzes den realen Stoff durch die ideale Form (die ὑλὴ durch die μορφὴ) zum vollen Dasein erhebt, denjenigen Organismus erzeugt, bei dem angelangt der bildende Sprachtrieb befriedigt ausruht. Das System umfaßt die flektirenden Sprachen. Sämmtliche welt- und culturhistorischen Völker gehören laut Zeugniß der Thatsachen dieser Sprachenklasse an.

Drei Völkerfamilien sind es nun, welche auf diese höchste Stellung in der Sprachenwelt Anspruch haben: außer den Indogermanen und Semiten auch die Aegypter, alle der

sich erwarten. Freilich ist in den übrigen Personen der Nachweis der einzelnen Elemente nicht so klar, aber thatsächlich ist überall das ungrische Passiv nichts Anderes als das Causativ in den medialen Personalendungen. — Im Semitischen scheint allerdings das Passiv sowohl nach Form als Bedeutung, wenigstens in seinem geschichtlichen Verlauf, etwas anders gefaßt werden zu müssen. Das altorganische Passiv, welches durch Umlautung der hellern Stammvokale des Aktivs in die dunkelern gebildet ward, hebr. קֻטַּל aus קָטַל, arab. kutila aus katala, scheint hier gleich anfangs die wirklich leidende Bedeutung gehabt zu haben, ungefähr wie später allerdings auch in den Sanskritsprachen diese Satzform ihrem Namen als Passiv mehr gerecht geworden ist. Anlaß zur Bildung der Passivform bot im Semitischen wohl der Fall, wo das Subjekt der Handlung als gleichgültig oder unbekannt nicht genannt werden konnte oder sollte; und fast ausschließlich für solchen Fall verwendet der Semit sein Passiv (allerdings auch vorwaltend das deutsche Volk, welches in der gewöhnlichen Umgangssprache die passiven Satzformen ungemein scheuet). Doch zeigt sich auch hier der leichte Uebergang vom Medium zum Passiv darin, daß in den jüngern semitischen Dialekten, in denen die bloße Umlautung des Vokals im Stamme zur Bildung des Passivs nicht mehr ausreichte, ein ursprünglich mediales Präformativ entschieden zum Ausdruck des Passivums verwendet ward: das hebr. הִתְ dem Verbalstamme vorgesetzt (im Hithpael) ergibt medial reflexive Bedeutung, während das entsprechende chald. אִתְ, syrische eth überall zur Bildung der Passiva dient. So zeigt die Geschichte des Passivs in den beiden Sprachfamilien freilich manche Berührungspunkte und Analogien, ohne doch vollkommen gleichmäßigen Verlauf zu nehmen. — Vgl. über den ursprüngl. Sinn des Passivs die Zeitschr. für Völkerps. u. Sprachwiss. v. L. u. St. Bd. II. S. 244 ff.

weißen Menschenrasse angehörend. Im Altägyptischen wie im Koptischen, welches nur einen jüngern Niederschlag jener ehrwürdigen Hieroglyphensprache bildet, beginnt das formbildende oder morphologische Prinzip sich zu regen, und siehe da, es zeigt auch die erste Spur einer grammatischen Geschlechtsunterscheidung, indem es zum Ausdruck des Weiblichen an den nackten Stamm des Maskulin ein formatives t anhängt[15]). Wir lassen jedoch für unsere Abhandlung das Aegyptische fallen, nicht nur weil wir keine selbstständig erworbene Einsicht in diese Sprache besitzen, sondern auch weil anerkanntermaßen die ägyptische Sprache unter den drei Sprachfamilien die niedrigste Stufe einnimmt, wahre Form und damit Geschlecht mehr andeutet als entwickelt, und weil auch die Nation selbst auf den Gang menschheitlicher Kultur nur in untergeordnetem Grade eingewirkt hat. Weit eher hätte in literarischer Hinsicht das Reich der Mitte China Anrecht auf unsere Beachtung, dessen allerdings geschlechtslose und unflexivische Sprache Trägerin einer hohen, manche Völker selbst semitischer und indogermanischer Zunge weit überragenden Cultur, und Literatur ist. Indeß soll man den Satz, daß die geschichtlichen Culturvölker der semitischen und indogermanischen Sprachfamilie angehören, nicht dahin umdrehen, als ob nun sämmtliche Völker dieser beiden Familien an der höhern Civilisation participirten: die sprachliche Ausstattung, welche einem Volke an seiner Wiege zufällt, vergleicht sich der geistigen Begabung des Individuums bei seiner Geburt; daß die Anlage zur Ausbildung komme, hängt noch von vielen Umständen ab, welche mit der ersten Ausstattung wenig zu thun haben. Auch semitische und indogermanische Völker können sich einzeln auf einer niedern Stufe der Bildung befinden, und haben es von jeher gethan. Wenn aber zu Gunsten Chinas eine Ausnahme gemacht werden soll, so bedenke man doch, daß chinesische Bildung, wenngleich relativ achtungswerth, doch bis auf einen gewissen Punkt gelangt seit Jahrtausenden in starrer Verknöcherung stecken blieb, und zugleich daß chinesische Abgeschlossenheit auf den Fortgang der Cultur in der Menschheit im Ganzen und Großen so gut wie gar nicht eingewirkt hat. Auch ist Chinas Sprache, wenngleich ohne alle Flexion, vielleicht doch nicht ohne alle Formation, wenigstens in dem negativen Sinne, daß sie nicht versucht, grammatische Beziehungen durch rohen Stoff auszudrücken, vielmehr zur Auffassung derselben andere, hier nicht näher zu beschreibende Mittel bietet (vgl. darüber Steinthal, S. 107 ff.), und insofern unmittelbar an die Sprachen grammatischen Geschlechtes heranrückt. Für den eigentlichen Gegenstand unserer Betrachtung fällt auch das Chinesische nothwendig aus.

Sind nun Semiten und Indogermanen von jeher, wie es die Weltgeschichte bezeugt, die einzigen gewesen, welche auf ihrer Bühne eine irgend hervorragende Rolle gespielt haben, so war doch ihr Auftreten auf diesem Schauplatze ein unter sich sehr verschiedenes. Dieser

[15]) Daß dies weibliche t im Aegyptischen wirklich flexivisch, somit anders als das ungrische né aufzufassen sei, lehrt unzweideutig der Umstand, daß nicht nur das weibliche Substantiv, sondern auch sein attributives wie prädikatives Adjektiv mit diesem Zeichen versehen wird: as-t uer-t = Isis-sie groß-sie, d. i. die große Isis. So verfährt keine agglutinirende Sprache. S. oben S. 19 und Steintbal, Sprachtypen S. 238.

Unterschied muß sich aus der geistigen Eigenthümlichkeit beider Völkerfamilien, und da diese am klarsten faßbar in ihrer Sprache dem Vehikel ihres Geistes vorliegt, am besten aus dem verschiedenen Genius semitischer und indogermanischer Sprache deuten lassen. Der Abstand zwischen beiden Idiomen ist Jedem von uns fühlbar, welcher sich von der Muttersprache her nach Studium der klassischen Sprachen und etwa auch der modernen Cultursprachen an die Erlernung eines semitischen Dialektes z. B. des Hebräischen begiebt. Es würde ein Thema von hohem Interesse abgeben, die Charakterzüge jeder der beiden welthistorischen Sprachfamilien möglichst scharf und rein, ohne alle Vereingenommenheit, in richtiger Vertheilung von Licht und Schatten aufzufassen und daraus das verschiedenartige Auftreten beider Völkergruppen in der Weltgeschichte zu deuten. Unsere Aufgabe ist eine beschränktere: die verschiedenartige Behandlung des Genus in beiden Sprachfamilien; und wenn wir es nicht verkennen, ja darauf bestehen müssen, daß auch hierin der eigenartige Sprachgeist der Semiten und Indogermanen merklich sich ausspricht, so übersehen wir andererseits doch auch nicht, daß zur Auffassung des sprachlichen nicht nur, sondern eben damit auch weltgeschichtlichen Gegensatzes zwischen beiden Sippen noch manch andere elementare und prinzipielle Unterschiede außer dem grammatischen Genus bemerklich sind, und wir uns bloß an der Hand des letztern nicht zur Höhe einer so allgemeinen und umfassenden Beurtheilung des respektiven Sprachorganismus emporschwingen können, wie es im vor. Paragraphen statthaft war. Es ist unter vielen nur ein einzelner Unterscheidungspunkt, den wir hier beachten, und muß es daher genügen, darzuthun, daß derselbe in den anderweit bekannten Gegensatz zwischen Indogermanen und Semiten entsprechend eingreift.

Doch erlauben wir uns desfalls vorab noch zwei Bemerkungen. Wir können uns mit der unseres Wissens zuerst durch den französischen Oratorianer Gratry aufgestellten und auch von deutschen Forschern mehr oder minder und in verschiedenem Interesse adoptirten Ansicht, die semitischen Sprachen seien die Sprachen des Monotheismus, die indogermanischen die des Polytheismus, auch gar nicht recht befreunden. Diese Auffassung erliegt unseres Erachtens den linguistischen, wie den historischen Thatsachen. (S. Exkurs 4. *)

* Exkurs 4. Vgl. Kaulen, die Sprachverwirrung zu Babel, S. 236 ff. Was der geehrte Verf., dessen Strebungen und Leistungen ich gern anerkenne, für diese Auffassung beibringt, hat mich längst nicht befriedigt; und obwohl hier nicht der Ort ist, meine Bedenken umständlich vorzutragen, erlaube ich mir doch einige flüchtige Gegenbemerkungen. 1. Was der Verf. gegen den hergebrachten Sprachgebrauch mit einigen Linguisten „Flexion“ nennt, nämlich den Wechsel des Vokals im Stamme zur (symbolischen) Bezeichnung der grammatischen Kategorien, ist keineswegs eine Eigenthümlichkeit semitischer Sprachen. Auf germanischem Gebiete herrscht das Gesetz des vokalischen Ablautes in der Conjugation (auch in der Derivation, und selbst wie es scheint, in den Flexionen der Deklination) als dynamischer Hebel zu gleichem Zwecke beinahe eben so weit, als jener semitische Vokalwechsel. Für die jüngeren deutschen Dialekte kommt Vokal-Umlaut, Brechung u. s. w. noch hinzu, die gleichfalls grammatische Bedeutung angenommen haben. Will man dagegen

erinnern, daß die deutschen Sprachen in glücklichem Griffe solche ursprünglich nur äußerlich phonetische Erscheinungen dynamisch verwendet haben, so hat man doch damit schon den prinzipiellen Unterschied zwischen beiden Sprachfamilien in diesem Punkte preisgegeben. Auch sind Vokalsteigerung, Reduplikation des Anlautes u. drgl., welche von jeher in den indogermanischen Sprachen die Beziehung auszudrücken gedient haben, offenbar ganz gleicher symbolischer Qualität mit jenem semitischen Vokalwechsel. Selbst die oft so apodiktisch ausgesprochene Behauptung, die Bedeutung hafte im Semitischen lediglich an den Consonanten, als den einzigen Wurzelelementen, unterliegt, wie wir beweisen könnten, einer beträchtlichen Restriktion. Im Ganzen kann es sich in all diesen Erscheinungen bei beiden Sprachfamilien nur um ein Mehr und Minder handeln. 2. Was der Verf. „Agglutination" nennt im Gegensatz zur „Flexion", nämlich die Anfügung von Beziehungssilben an die Wurzel oder den Stamm, ohne Unterscheidung des Verfahrens der Suffixsprachen von dem der indogermanischen, die er deshalb auch den agglutinirenden beizählt (hieran haftet mein größtes Bedenken; diese ganze Abhandlung, insbes. § 1, wird, schmeichele ich mir, den wesentlichen Unterschied zwischen der Suffigirung und der Flexion, dies Wort nach dem üblichen Sprachgebrauche genommen, darthun), findet sich eben so im Semitischen, namentlich in der Abwandlung des Verbs, wo ja Alles, was dem Genus, Numerus in der Person angehört, durch diese „Agglutination" bezeichnet wird, und nur das Tempus jener „Flexion" sich unterstellt. Der Abstand zwischen beiden Sprachidiomen ist auch hier nur der, daß diese Anhängsel im Indogermanischen enger und inniger, oft bis zur Unkenntlichkeit, mit dem Stamme verwachsen, während sie im Semitischen nicht selten so lose angereihet sind, daß sie fast wie die Suffixe der tatarischen Sprachen aussehen. 3. Angenommen, nicht eingeräumt, jene „Flexion" sei nicht ein (was wir unter gehörigem Vorbehalt zugeben), sondern das unterscheidende Merkmal des Semitismus, diese „Agglutination" das der Sanskritsprachen, so kann ich mir doch trotz aller Mühe den Zusammenhang dieses sein sollenden Charakteristikums beider Familien mit dem Monotheismus und Polytheismus nicht zur gehörigen Klarheit bringen. Doch es würde eine ganze Abhandlung dazu gehören, mich hierin mit dem Verf. auseinanderzusetzen, der übrigens das Ungenügende seiner Deduktionen zu fühlen scheint, indem er verschiedentlich Restriktionen anbringt, welche das Argument, scheint uns, fast wieder aufheben. — Anlangend die historischen Thatsachen, so frage ich 1.: waren denn die Kanaaniter und Phönizier (welche doch, wo es sich um Sprache handelt, zu den Semiten gerechnet werden müssen), waren die Aramäer, die Syrier und Chaldäer, waren die Araber vor Muhammed etwa keine Polytheisten? War nicht auch in Abrahams Familie Götzendienst eingerissen, und bezeigten nicht auch die Israeliten im A. B. einen übermäßigen Hang zur Abgötterei? Die Erhaltung des Monotheismus verdankt die vorchristliche Welt wohl allein der Zucht durch die positive Offenbarung. Semiten wie Indogermanen waren gleichmäßig der Abgötterei verfallen; mag immerhin der Polytheismus der Semiten von dem der Indogermanen durch besondere Züge sich unterscheiden, so wären gerade diese Eigenthümlichkeiten zu erforschen und auf den unterschiedlichen Sprachgeist beider Idiome zu beziehen, nicht aber ist kurzer Hand der Monotheismus als semitisch und der Polytheismus als indogermanisch auszugeben. Man hat protestantischerseits jene im besten Fall nur halbwahre und schielende Auffassung zu einer ungeeigneten Bevorzugung des Judenthums ausgebeutet; so in der Schrift „Semiten und

Indogermanen in ihrer Beziehung zur Religion und Wissenschaft" von R. F. Grau. Ich frage aber 2.: ist denn das Christenthum, offenbar nach der Weissagung Noahs wie nach der Geschichte das Erbtheil der Japhetiden, d. h. der abendländischen Indogermanen, nicht auch eine monotheistische Religionsform? — Ueberhaupt scheint uns, daß die Ergebnisse der Sprachwissenschaft, so riesenhafte Fortschritte diese in der kurzen Zeit ihres Bestandes gemacht hat, längst noch nicht zu der Reife gediehen sind, welche zu einem so allgemeinen, umfassenden und abschließenden Urtheile berechtigen. Nicht vorschnell mit dem Richtmaß einiger, vielleicht einseitig gefaßter Ideen über die schwierigsten Probleme abzuurtheilen, frommt in dieser noch gar sehr in Fluß begriffenen Wissenschaft, sondern vorab das Thatsächliche sorgfältig bis ins Einzelste hinab auszuforschen, dies geistig zu durchdringen, und daraus erst allmählig den richtigen Maßstab von Innen heraus zu finden, nicht von Außen anzulegen. Für das Christenthum kann der Gläubige dabei keine Gefahr finden wollen; größer wäre die Gefahr, durch voreiliges Zurechtlegen einseitig erfaßter Thatsachen scheinbar zu Gunsten des Offenbarungsglaubens dem Spott sprachgelehrter Ungläubigen sich auszusetzen.

Weit eher möchte ich mit andern Forschern den Charakter des semitischen Idioms wenigstens zum Theile in einer vorwaltenden Innerlichkeit finden, die dann freilich mit einer energischen, obgleich einseitigen, Auffassung der religiösen Idee zusammenhängt. Eine solche scheint auch mir in der vorwaltenden Neigung der semitischen Sprachen, die grammatischen Beziehungen innerhalb der Wurzel durch Umlautung ihres Vokales auszudrücken, angedeutet. Wenn unter allen Sanskritsprachen die deutsche in diesem Betracht dem Semitischen am nächsten kommt, so dient das nur zur Bestätigung, da Niemand dem deutschen Volke den besondern Zug auf heimische Innerlichkeit vor allen verwandten Völkern streitig machen wird. Es ist aber diese Vorneigung der Semiten zur religiösen Idee, wie sie die Geschichte bezeugt, eine solche, welche in ihrer Einseitigkeit leicht in Fanatismus ausartet — ich darf nur an Muhammed und den Islam erinnern, welche auch nicht in gleichem Grade von der sittlichen Idee getragen wird — die heidnische Polygamie ist ihrem Ursprunge nach eine semitische Erscheinung. Wenn man zu dieser der Religiösität zugewandten Innerlichkeit noch eine Vorneigung zur conkret-sinnlichen, individuellen, der Abstraktion abgeneigten Auffassung hinzufügt, so möchte man die am meisten hervorstehenden Merkmale des Semitismus im Allgemeinen schon angegeben haben. Eine solche Zuneigung zu den religiösen Ideen zählt allerdings nicht zu den Eigenthümlichkeiten des indogermanischen Charakters; allein wenn er sich denselben zuwendet, verschwistern sie sich auch tiefer mit der Sittlichkeit, und werden zu einem mächtigen Hebel für jede Art menschlich-bürgerlicher Civilisation. Daß aber indogermanische Sprache kraft größerer Fülle und Reichthum grammatischer Formen, kraft größerer Gefügigkeit für den allgemeinen, abstrakten, den höhern Denkoperationen entsprechenden Ausdruck, kraft größerer, allseitigerer und harmonischer, allen Ideen der Menschheit gewachsener Entfaltung vor den semitischen Sprachen den Prinzipat behauptet, anerkennt der unbefangene Sprachforscher und muß auch der Geschichtskenner einzuräumen durch die Thatsachen sich gedrungen fühlen. Dies führt zu einer zweiten Bemerkung.

Es ist gewiß für den Geist beider Sprach- und Völkerfamilien von Bedeutung, daß die Offenbarung des alten Bundes sich an ein semitisches Volk gewendet und angelehnt hat. Wir schließen daraus mit Fug, daß für den Ausdruck der religiösen Ideen auf der Vorstufe des Christenthums eine semitische Sprache die geeignetere war. Sem war der Erwählte des A. B. Aber es kommt unserer Auffassung auch bestens entgegen, daß, als die Offenbarung in ihr Vollendungsstadium eingehen sollte, der Schauplatz derselben die Signatur des semitischen Geistes größtentheils abgelegt hatte, und gleich die ersten Urkunden der vollendeten Weltreligion in der gebildetsten indogermanischen Sprache (der griechischen) niedergelegt wurden. Der Prinzipat ging an Japhet's Nachkommen, die abendländischen Indogermanen über: „Japhet wird in Sem's Hütten wohnen." Genes. 9. 27. Nicht mehr semitische Einseitigkeit und Beschränktheit, sondern indogermanisches, alle menschlichen Bezüge umfassendes Culturleben sollte die natürliche Grundlage sein, auf welcher das Christenthum sich erbaute. Wir verfolgen hier diesen Gedanken nicht weiter; es würde aber geschichtlich wie sprachlich unschwer darzuthun sein, daß unter allen Sanskritvölkern wieder das germanische vorzugsweise der Träger der christlichen Cultur- und Weltgeschichte zu sein berufen war: heißt darum diese nicht ungeschickt die „christlich-germanische" mit Hindeutung auf ihre wie übernatürliche so auch natürliche Grundlage. — Dagegen können wir es uns nicht versagen, auf ein paar einzelne Momente in der Weltgeschichte, in denen Semiten und Indogermanen in Conflikt geriethen und sich an einander rieben, hinzuweisen, um das Verhältniß der beiden Familien zum culturhistorischen Gang der Welt- und Religionsgeschichte daran zu veranschaulichen. So hatte z. B. die altpersische Monarchie, indogermanischer Währung, zweifelsohne eins ihrer mächtigsten Motive an dem verhältnißmäßig reinen und sittlich achtungswerthen Religionssysteme Zoroasters im Gegensatze zum babylonisch-chaldäischen Zabäismus, zum phönizisch-kanaanitischen Astarte- und Molochsdienst, zur ägyptischen Apisverehrung, d. h. zum semitischen[16]) Heidenthum in seiner scheußlichsten Ausartung, und wir können keinen Augenblick anstehen, von diesem Gesichtspunkte aus jener Weltmonarchie eine hohe sittliche Bedeutung beizulegen. Beschränken wir uns jedoch auf die geoffenbarte Religion, so gilt neben der griechischen Sprache das römische Weltreich als ein in besonderer göttlicher Providenz herangebrachtes Vehikel zur Gründung und ersten Ausbreitung des Christenthums, und mit Recht. Wo liegt nun aber in der Geschichte Roms der Wendepunkt von einer beschränkten Municipalität zur allgemeinen Weltherrschaft? Anerkanntermaßen im zweiten punischen Kriege: zwischen Hannibal und Scipio, zwischen Cannä und Zama schwebt die Krise, und jener großartige Kampf zwischen Karthago und Rom bedeutet

[16]) Die Aegypter, deren Sprache der semitschen zunächst verwandt ist, dürfen in einem so allgemeinen Ueberblick den Semiten beigezählt werden. Auch einige der andern genannten Völker stammen gemäß der Völkertafel Genes. 10. nicht von Sem, sondern wie die Aegypter von Cham ab. Wir legen hier natürlich nur den Maßstab der Sprache an, und in sofern sind sie Semiten. Daß auch hier die linguistische Eintheilung mit den genealogischen nicht genau congruirt, beurtheile man nach Anmerk. 10, S. 22.

nichts Anderes als das Ringen des indogermanischen und semitischen [17]) Genius um den Prinzipat in der Weltgeschichte. Wir können es dem Urtheile oder auch der Phantasie der Kenner überlassen, sich vorzustellen, was aus der Weltgeschichte geworden wäre, wenn die Würfel anders gefallen und das punische Karthago das lateinische Rom unterdrückt hätte. Es sollte nicht so sein, demgemäß der alten Weissagung sollte Japhet in Sems Hütten wohnen. Und in der That; mag immer die unreife Einsicht des Knaben an der großartig angelegten Persönlichkeit des Hannibal sich begeistert und eine gewisse Vorliebe vom Helden auf sein Vaterland übertragen haben; das Urtheil des Mannes wird anders lauten: was wir über das innere Leben und die religiös-socialen Zustände Karthagos wissen, kann uns nur hohe Befriedigung gewähren über den Ausgang jener welthistorischen Krisis. — Ein anderer denkwürdiger Entscheidungsmoment, in welchem aber außer Sprache und Nationalität, jedoch in engstem Zusammenhang mit diesen, schon ausdrücklich das religiöse Bekenntniß zum Austrag kommen sollte, lag auf den Gefilden zwischen Poitiers und Tours i. J. 732, wo Karl Martell, der indogermanische Franke, den Semiten Abderrhaman schlug. Nach allem menschlichen Ermessen hätte, wenn der Franke unterlag, bei der gleichzeitig von Osten und Westen siegreich andringenden Gewalt der Moslemin Europa, welches der Schauplatz für christlich-germanische Bildung in den folgenden Jahrhunderten werden sollte, der Herrschaft des Halbmondes erliegen müssen. Es sollte nicht so sein, das Kreuz siegte, und Japhet blieb „in den Hütten Sem's wohnen." — Kommen wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen auf unsern Gegenstand zurück.

1) Die Differenz, welche zwischen beiden Sprachfamilien in der Auffassung und Behandlung des grammatischen Genus am meisten hervorsticht, liegt unbedenklich darin, daß während die semitischen Sprachen bei der Zweiheit des natürlichen Geschlechtes auch grammatisch stehen bleiben, die indogermanischen zu beiden als drittes das Neutrum oder, wie wir sagen, das sächliche Geschlecht hinzufügen. Während also z. B. das latein. Adjektiv bonus zu bona und bonum geschlechtlich abgebogen wird, kann sich im Hebr. טוֹב nur noch weiter zu טוֹבָה entfalten. Doch bedarf es für eine so triviale Wahrheit keiner Beweisführung, wohl jedoch der Bemerkung, daß alle Sprachen der sanskritischen Familie nach ihrer ursprünglichen Einrichtung der geschlechtigen Dreitheilung huldigen, und daß, wenn mehre neuere Idiome dieser Familie in einem jüngern Entwickelungsstadium wieder auf zwei Genera (in verschiedener Art, und selbst auf eins) reducirt erscheinen, dies in einer geschichtlichen Abschleifung der Flexionsendungen oder im Zusammenfallen der Formen seinen Grund hat, und regelmäßig nur so geschieht, daß noch Spuren der anfänglichen Einrichtung zurückbleiben. Darüber soll §. 3 belehren.

---

[17]) Wiederum nur sprachlich genommen. Karthago, Pflanzstadt der Phönizier von Tyrus und Sidon aus, heißt hebr. קִרְיָה חֲדָשָׁה, auf karthagischen Münzen קרת חדשת, aus welchem lautlich ebenwohl *Καρχηδών*, wie Carthago werden kann, bedeutet also „Neustadt", wie *Νεάπολις*, Nowgorod, Újvár u. s. w. fast in allen Sprachen, sehr passende Bezeichnung einer Kolonie.

Uns beschäftigt zunächst die Frage nach der Bedeutung des grammatischen Neutrums den beiden andern Geschlechtern gegenüber, denn über das Maskulin und Feminin kann ja kein Zweifel sein. Ein neutrales Geschlecht gibt es in rerum natura nicht; was wollte der Sprachgeist mit Aufstellung und Bezeichnung eines solchen? Mir scheint nun, gehen jene Sprachforscher fehl, welche im Gegensatz zur sprachlichen Geschlechtsunterscheidung im grammatischen Neutrum von vorn herein ein höheres, übergeschlechtliches, geistiges Prinzip oder Motiv erkennen und auf solchem Wege den dreigeschlechtigen Sprachen einen bedeutsamen Vorzug vor den andern zuerkennen wollen. In solchem Gedankengange müßte ja der grammatische Genusunterschied überhaupt und grundsätzlich als ein Versinken des Sprachgeistes in das Stoffliche aufgefaßt und jenen Sprachen der Vorrang eingeräumt werden, welche ohne alles Genus sind, was erwiesenermaßen nach §. 1 falsch ist. Auch müßte dann das Neutrum in dieser Richtung als die höchste Stufe der Entfaltung das lebendigste, thätigste und kräftigste Genus sein, was aber, wie der Sprachkenner weiß, so wenig der Fall ist, daß das Neutrum sich vielmehr als das stumpfste, trägste, formenärmste, mitunter nur aus männlichen und weiblichen Bildungen combinirte Geschlecht offenkundig darstellt. Zudem würde, da in den dreigeschlechtigen Sprachen sogleich mit den Maskulin und Feminin das Neutrum und nicht etwa erst nachträglich zur Erscheinung kommt (vielmehr oft genug später ausgeht) der Genius der Sprache, wenn das Neutrum der reine Gegensatz zur Geschlechtsdifferenz wäre, in Aufstellung der drei Momente diese grammatische Genuskategorie gewollt und zugleich nicht gewollt, also sich selbst entgegen gearbeitet haben, was nicht anzunehmen ist. Endlich zeugt auch die thatsächliche Vertheilung der Nennwörter unter die drei Genera in den Sanskritsprachen keineswegs für die Ursprünglichkeit einer solchen Auffassung des Neutrums. Meines Erachtens ist vielmehr das sprachliche Genus auch in seiner Dreitheilung ein getreues Abbild der natürlichen Wirklichkeit. Wir erklären uns. So ausschließlich auch bei lebendigen Wesen der Gegensatz zwischen Männlichen und Weiblichen ist, so offenbart sich derselbe doch erst in einer entwickeltern Lebensstufe der beiden Geschlechter, ist aber vorher in seiner Erscheinung und Bethätigung nach Außen, wie ihn allein die Sprache auffaßt, nicht vorhanden. Jeder Mensch ist in einer gegebenen Altersstufe Mann oder Frau, aber beide waren vorher ohne merkliche Differenz Kind. So ist auch einleuchtend, daß nicht schon in Mann und Frau, sondern erst in der Trilogie von Mann, Frau und Kind, die Familie, welche auf dem Unterschied des Geschlechtes beruht, zum vollen Abschluß kommt. Die Vorstellung des noch nicht entwickelten, noch unreifen, in der Bethätigung noch nicht vorhandenen, also gleichsam des kindlichen[18]) Geschlechtes ist der Grundzug des grammatischen Neutrums, weshalb man es neben dem männlichen und weiblichen (fräulichen) passend das kindliche Geschlecht nennen würde. — An diese Grundvorstellung des Neutralen in der Sprache legen sich dann aber

[18]) Beide deutschen Wörter für infans sind Neutra: sowohl kind, als auch das goth., angels., nordische barn.

in weiterer Entfaltung derselben, wie das auch hinsichtlich der beiden andern Geschlechter geschieht, nun noch mancherlei Nebenvorstellungen an, welche für die Auffassung des wirklichen Neutrums von Bedeutung sind. Drei Stufen der Entfaltung jener Grundvorstellung lassen sich, scheint uns, und zwar in ganz natürlicher Aufeinanderfolge, unterscheiden. Auf erster Stufe lehnt sich an die Vorstellung des Kindlichen unmittelbar an, in günstiger Betrachtung, das Kleine, Zarte, Niedliche, Naive, in ungünstiger das unreif Rohe, grob Ungeschlachte, Ausgeartete, Ungeheuerliche. Da nun ferner, was noch nicht in seiner Polarität entfaltet ist, Beides das Eine und das Andere in Aussicht stellt, so ergibt sich auf zweiter Stufe: das den beiden Geschlechtern Gemeinsame, sie Umfassende, sohin Allgemeine. Daraus erst entwickelt auf dritter Stufe das völlige Absehen vom Geschlechtsunterschied, die Vorstellung des Uebergeschlechtlichen, Geistigen, Abstrakten. Um den Leser von dieser stufenmäßig entfalteten Bedeutung des Neutrums in den Sanskritsprachen zu überzeugen, stellen wir für die drei Grade eine Reihe von Beispielen, meist aus der Muttersprache entnommen, her, sind aber nicht gemeint, in diesen engen Rahmen sofort alle wirklichen Neutra ungezwungen eintragen und damit erklären zu können, da bei solcher Eintragung die mannigfachsten Rücksichten und selbst willkürliche Anschauungen sich kreuzen konnten. Es genügt, wenn wir im Allgemeinen die Tendenz des Neutrums zu diesen Arten der Vorstellung nachweisen[19]).

Für die erste Stufe mögen in der günstigen Richtung als erläuternde Beispiele gelten: außer Kind und barn selbst, Lamm, Kalb, Füllen, Ei, Korn, Kraut, alle fühlbar das Kleine, oft in vollem Gegensatze zur reifern Entwickelung bezeichnend, griech. βρέφος, τέκνον, lat. infans mancipium u. v. dgl. Vorzüglich klar wird aber die Tendenz des Neutrums zum Kleinen und Kosenden bezeugt durch die deutschen Diminativbildungen auf -lein und -chen, welche sämmtlich neutral sind. Sie beweisen aber diese Neigung des dritten Geschlechts um so mehr, als nach ursprünglicher Anlage, wie das Goth. zeigt, die Diminutive das Geschlecht des Stammwortes beibehielten (von barn bildet sich freilich barnilo neutr., aber von vulfs, vulfila mask. und von mavi mavilo fem.). Also noch in späterer historischer Zeit besaß das Neutrum das Vermögen, selbst auf Unkosten früherer Einrichtung, seine bezügliche Tendenz geltend zu machen. — Nach der andern ungünstigen Seite mögen für diese Stufe zeugen: das Maul (neben der Mund), das Fell (aber die Haut), das Rohr (die Röhre), das Mensch (verächtlich neben der Mensch), das Buch (im Verhältniß zu: die Buche), das Abenteuer (früher die Aventure, beachte die Verschlimmerung der Bedeutung), das Waffen (ältere Sprache; jetzt die Waffe: auch hier macht das alte Neutrum den Eindruck des Größern, Kolossalern; s. oben S. 14, Anmerk. 6), das Wolken (jetzt die Wolke; ebenso), das Abgott[20]) (so althd. neben der Gott); das Vieh, Ungeheuer, Scheusal u. v. dgl.

[19]) Wer mehr wünscht, studire das sechste Kap. 3. Bd. in J. Grimm's deut. Gr. S. 312 ff.

[20]) Das höchste Wesen entzieht sich selbstverständlich der natürlichen Geschlechtsdifferenz. Da dasselbe jedoch in eminentem Sinne persönlich ist, so versteht sich, daß seinem Namen das erste der persönlichen Geschlechter das

Auf der zweiten Stufe möge zur Erläuterung der Richtung des Neutrums auf das Gemeinsame die Bemerkung dienen, daß Sammelnamen gern sächlichen Geschlechtes sind: Moos, Gras gramen, Holz lignum ξυλὸν, Thier animal ζῶον, Metall, griech. lat. ebenso, Gold, Silber, Eisen u. s. w., aurum, argentum, ferrum (im griech. χρυσός u. s. w. herrscht eine andere Anschauung). — Noch bestimmter und schärfer aber ergiebt sich dieselbe Richtung des Neutrums auf das beide Geschlechter, das männliche und weibliche, Umfassende aus folgender Erscheinung. So viel ich weiß, werden zwar in keiner Sanskritspache neutrale Substantiva aus männlichen oder weiblichen lediglich durch einfache Motion d. i. durch Uebertritt in die neutrale Deklination, oder auch durch bloße Ableitung gebildet (wie so häufig aus männlichen weibliche Substantiva); ein solches Verfahren, wie wenn aus famulus neben famula ein unvorhandenes famulum gebildet werden könnte, müßte uns selbstredend den ursprünglichen Sinn des neutralen Genus am Klarsten abspiegeln. Allein unter Zuhülfenahme des Ablautes geschieht dies dennoch in deutscher Sprache in eigenen wenigen, darum aber um so interessanteren Fällen. Mir sind nur zwei Beispiele bekannt. Das erste trifft ein Wort, in welchem das sprachliche mit dem natürlichen Geschlecht sich deckt. Unserm „der Hahn, die Henne, das Huhn" entspricht goth.: hana mask., hanjo fem., hôn neutr. (das letzte gothisch nicht nachzuweisen, aber aus dem ahd. huon und den andern Dialekten sicher). Hier ist ganz ersichtlich durch Ablaut des a in o und das neutrale Geschlecht aus dem männlichen Hahnen und der weiblichen Henne das beide Sexus umfassende Huhn geworden. Das andere Beispiel trifft freilich kein Wort natürlichen Geschlechtes, aber die Analogie ist doch sprechend. Das altnord. dœgr neutr.[21]) steht in ähnlichem Ablautsverhältnisse zu dagr mask. Das dœgr bedeutet

---

Maskulin gebührt. So geschiehts auch in allen Sprachen. Erscheinen irgendwo Götternamen weiblich movirt oder abgeleitet, so ist die Sexualdifferenz in heidnischem Naturalismus auf die Gottheit übertragen. — Höchst merkwürdig aber und lehrreich für den Gegenstand unserer Erwägung ist die Weise, wie die deutsche Sprache mit dem Geschlecht des Gottesnamens verfährt. Im Gothischen ist guth (gud, denn th und d wechseln im Auslaute beständig), obschon es im Nomin. das maskuline Flexionszeichen -s nicht hat, im Singular entschieden männlich (s. Luk. 18. 19); dagegen steht im Plural (s. Gal. 4. 8) gutha, also das Neutrum, von den falschen Göttern der Heiden. Auch Johan. 10. 34—35 findet sich der Plural guda (gutha) zwar nicht von den heidnischen Götzen, aber doch uneigentlich von Menschen. Ein plurales Mask. findet sich nirgends; und wahrscheinlich ist, daß Ulfilas auch Sing. guth in solchem katachrestischen Sinne würde neutral gebraucht haben. Offenbar wird also durch das neutrale Geschlecht allein schon ein Schatten auf die Abgötterei geworfen, und diese als Ausartung bezeichnet. — Angs. steht gleichfalls der Plural godu im Neutrum, wenn von falschen Göttern Rede ist. Ahd. wird im Singular dasselbe erreicht durch das Neutrum und die Vorsilbe ab, daher das Abgott. Ja selbst unser Plural „die Götter" gehört streng genommen nicht zu einem Sing. „der Gott", sondern „das Gott", denn der Plural in -er (s. oben Anmerk. 8), älter ir, goth. is (aber hier nur in dem einen thevisa nachweisbar, wie das goth. Beispiel Koloss. 3. 24, u. 4. 1 zeigt, eigentlich nicht flexivisch, sondern derivativisch) hängt sich organischer Weise nur an Neutra, und erst die allerneueste Sprache hat mißbräuchlich einige Maskulina, wie „Wälder, Geister, Dörner", so gebogen. Es ist ein überaus sinniger Zug unserer Sprache, daß sie durch bloßen Wechsel des Genus auf so hohe und tiefe Wahrheit hinweiset. Unser heutiges: „der Gott" und „die Götter" zeugen, sprachhistorisch genommen, für den Monotheismus und gegen den Polytheismus.

[21]) Erst dôg würde vollständig dem hôn entsprechen; den Umlaut œ und das r am Ende erkläre ich mir durch das schon erwähnte ahd. dem Plural des Neutra angehängte ir, er, goth. is, das aber wie ags. ríder zeigt, auch für

nun in genauem Sprachgebrauch, der freilich nicht immer eingehalten wird, den Tag von 24 Stunden, umfaßt also den Tag und die Nacht; während dagr selbst nur den hellen Tag im Gegensatz zur dunkeln Nacht bezeichnet. — Den einleuchtendsten und faßlichsten Beweis für die beide Geschlechter umfassende Natur des Neutrums gibt die syntaktische Congruenz durch die Beziehung des prädikativen Adjektivs im Neutra plur. auf das Subjekt, wenn dies theils männlich, theils weiblich ist. Hier wird die gesetzliche Uebereinstimmung im Genus sichtlich so erreicht, daß das beide Geschlechter umfassende Neutrum gewählt wird. Das Prinzip ist auch hier wiederum am reinsten in den germanischen Sprachen festgehalten. Zwar gebrauchen auch die klassischen Sprachen das Neutrum, wenn das Subjekte aus leblosen, oder aus der Verbindung von lebendigen mit leblosen Wesen besteht, wie lat.: labor voluptasque dissimillimā naturâ, societate quadam naturali sunt juncta; umfaßt jedoch das Subjekt lebendige Wesen oder Personen verschiedenen Geschlechtes, so ziehen diese Sprachen im Prädikat das Maskulin vor, was sich freilich auch in einer andern Anschauung genugsam rechtfertigt. Anders das deutsche Idiom; wir müssen aber in die ältere Zeit zurückgehen, weil die gegenwärtige Sprache, wie mehrmals erinnert, das Prädikat nicht mehr flektirt. Bei Luk. 2. 33 heißt es im Urtext: *ἦν ὁ πατὴρ* (Variante *Ἰωσηφ*) *καὶ ἡ μητὴρ αὐτοῦ θαυμάζοντες*, Vulg. erat pater et mater ejus admiran*tes*, gothisch aber vas Josef jah áithei is sildaleikjand*ona* (Neutr. Plur. also *θαυμαζοντα*, admirantia) weil der Vater und die Mutter. Und so durchaus beständig auch in den andern deutschen Sprachen, so lange noch die Pluralendung im Neutra von der männlichen absteht. Gegenwärtig freilich ist das Alles längst verwischt. (Exkurs 5. *)

* Exkurs 5. Man gestatte, eine hier einschlägige Ausdrucksweise im Altnordischen zu erläutern, welche zu den gedrungendsten und originellsten gehört, die mir je vorgekommen sind. Wir müssen aber etwas ausholen. — Die deutsche, wie alle urverwandten Sanskritsprachen bilden Dual und Plural der Pronomina der 1. und 2. Pers. formell nicht vom Singular-, sondern von einem andern Stamme, während die semitischen Sprachen hier wie im Nomen förmlich pluralisiren (s. unten N. 2). Beides läßt sich vertheidigen. Doch liegt das erste Verfahren dem Gedanken näher, denn „wir" z. B. bezeichnet nicht mehre Ich, sondern ein Ich neben einem oder mehren Er (auch Du), welcher oder welche erst in die Gemeinschaft des redenden Ich aufgenommen werden. Das Semitische setzt diese Gleichstellung als vollzogen an, und pluralisirt daher förmlich. — Die alte deutsche Sprache, welche für die beiden ersten Personen des Pronomens den Dual noch besitzt, ist nun im Stande, einem solchen Dual in einfacher Apposition den Namen dessen beizufügen, welcher gemeinschaftlich mit dem im Dual steckenden Singular gemeint ist. Ags. z. B. vit (Du. 1. Pers.) Scilling, eigentlich: wir (beide) Skilling; jetzt entweder: ich und Skilling, oder gar: wir Beide, ich und Skilling. So altn. vidh Freyer, d. h. ich und Freyer. Bei der 3. Pers. entgeht der Dual, welcher dann durch den Plural ersetzt werden

den Sing. gültig ist. Hiermit hätten wir neben dem, merkwürdig genug, altnord. gerade auch beim ersten Beispiele hôn vorkommenden hœns, wo nur das s etwas befrembet, einen zweiten vollkommen sichern Fall für dies mehr genannte, sonst im Altnord. nicht vorhandene Anhängsel. Auch agſ. dôgr, dôgor mit ableitenden or; doch ist dies männlich

muß. Im Altn. ist nun auch hier die entsprechende Ausdrucksweise statthaft; nur bleibt dann natürlich außer dem Contexte zweifelhaft, ob neben der genannten Person im Plural nur eine oder auch mehre andere enthalten sind. Das Altnord. verwendet für den Plural des Pronom. 3. Pers., welcher ihm sonst abgeht, das Demonstrativ, oder unsern Artikel, diesen aber in gehöriger Unterscheidung der Geschlechter: their, thœr, thau. So bedeutet demgemäß: their Fridhthiofr, buchstäblich: „sie (die, Plural) Frithiof", d. h. aber: „er (oder nach dem Contexte auch mehre) und Frithiof". Führt der Zusammenhang auf kein bestimmtes Individuum, so pflegen die Gefolgsleute, Angehörigen, Verwandten verstanden zu werden. So erzielt dies Idiom in der Formel their Fridhthiofr, und selbst noch gedrungener, das griech. οἱ περὶ τὸν Φρ. — Nun erst kommen wir auf den im Text untersuchten Punkt. Da nämlich altnord. das Neutr. Plur. dieses Pronomens thau von den beiden anderen Geschlechtern deutlich absteht, das Neutrum aber Männliches und Weibliches umfaßt, so kann zu diesem thau ohne alles Weitere der Name eines Mannes oder einer Frau beigefügt werden, welcher oder welche mit der aus dem Zusammenhange erkennbaren weiblichen oder männlichen Person das zu bezeichnende Paar ausmacht. Vgl. die Frithiof's Sage, Kap. 14 (wir meinen die altisländische, nicht die herrliche Bearbeitung derselben von Tegnér). Im Zusammenhang ist von Frithiof Rede; nun wird fortgefahren: thau Ingibiörg âttu mörg börn = „sie (aber Plur. Neutr.) Ingeberg hatten viele Söhne", hier nothwendig dualiter: „sie beide Ingeberg hatten v. S.", d. i.: „er und J. hatten v. S.", endlich: „er hatte mit der J. v. S." (gleichs. griech.: τὼ (Neutr.) Ἰγγεβεργα εἰχετον πολλὰ τέκνα). So findet die im Text besprochene Bedeutung des neutralen Genus an dieser Formel die wünschenswertheste Bestätigung; sie mag aber auch zugleich zur Probe dienen, welch' gedrungener Kraft und origineller Wendung die deutsche Zunge vormals, als ihre Flexionen noch nicht in solchem Grade verwittert und verblichen waren, sich erfreute.

Was die dritte Stufe der Entfaltung oder die abstrakt-geistige Bedeutung des Neutrums betrifft, so braucht meinen Lesern diese hoffentlich nicht erst nachgewiesen zu werden. Flüchtig erinnere ich daran, daß in den Sanskritsprachen jedes indeklinabele und ungeschlechtige Wort, falls es ganz abstrakt als solches genommen werden soll, neutrales Genus fordert: das Ich, τὸ ἄλφα, daß der abstrakte Infinitiv griechisch wie deutsch gener. neutr. ist: τὸ φάγεσθαι, das Essen; endlich daß das Adjektiv im Neutra (in den klassischen Sprachen gern Neutr. plur.) ohne Weiteres zum abstrakten Substantiv wird: das Böse, τὸ κακὸν τὰ κακά, malum mala.

Nachdem wir uns also über den eigentlichen Sinn des dritten sprachlichen Geschlechtes in den indogermanischen Idiomen verständigt haben, wird es thunlich sein, den Abgang desselben in den semitischen zu beurtheilen. Nicht immer zwar bekundet größerer, weit wuchernder Formenreichthum einen höhern Grad der Vollendung, allein in vorliegendem Fall spricht doch der Besitz des Neutrums einen unzweideutigen Vorzug aus. Aller jener oben nur flüchtig erörterten, oft äußerst feinen Beziehungen durch das Neutrum ist ein semitisches Idiom in gleicher Art nicht mächtig: es läßt sie also entweder ganz unausgedrückt, oder bedient sich gewisser Nothbehelfe, welche nur dürftigen Ersatz bieten. Prüfen wir kurz, was der Semitismus der

dreifach abgestuften Bedeutung des indogermanischen Neutrums an die Seite zu setzen hat. Die neutrale Idee auf der ersten Stufe mangelt dem grammatischen Geschlechte im Semitischen völlig. Soll solche Schattirung des Gedankens Ausdruck finden, so muß zu ganz verschiedenen Mitteln außer dem Genus gegriffen werden. Beispielsweise erinnere ich zum Ausdruck der Diminution an die hebr. Ableitungssilbe ון-, bei der das männliche Geschlecht als solches nichts aussagt; so wird aus אִישׁ abgeleitet אִישׁוֹן das Männchen (im Auge, pupilla oculi). — Für die beiden andern Stufen gewinnt das Semitische allerdings einen, aber mangelhaften, Geschlechtsausdruck, indem es dieselben auf die beiden sprachlichen Geschlechter, deren es mächtig ist, vertheilt: für das beiden Geschlechtern Gemeinsame gilt im Semitischen das Maskulinum, welches also in diesem Falle das Femininum mit vertreten muß; zum Ausdruck der Abstraktion dient vorwaltend das weibliche Geschlecht. Zeigen wir es kürzlich.

Für den ersten Punkt sind die wichtigsten Data, daß im Hebr. den ganzen Pentateuch hindurch das männliche הוּא zugleich das weibliche הִיא vertritt, sowie dort נַעַר auch נַעֲרָה bezeichnet (also נער mask. = barn oder „Kind“, sowohl Knabe als Mädchen). Ferner steht bekanntlich im Plural des Pron. 3. Pers. gar nicht selten הֵם (sowohl selbstständig, als suffigirt) auch für הֵן, d. i. für beide Geschlechter. Endlich muß das prädikative Adjektiv oder Verb, so weit das Genus auch hier gilt (unten N. 3), nicht nur zu Personen verschiedenen Geschlechtes, wie im Latein und Griechischen, sondern auch bei leblosen Gegenständen im Mask. gesetzt werden. Daher z. B. hebr. אַבְרָהָם וְשָׂרָה זְקֵנִים = Abraham und Sara waren alt. Ferner: שֶׁמֶן וּקְטֹרֶת יְשַׂמַּח לֵב = Salbe und Rauchwerk erfreuen das Herz (das erste Substantiv ist männlich, das zweite weiblich, das Verb aber steht in männlicher Form, sogar Singul.). — Anlangend den zweiten Punkt, so ist der Zug des semitischen Feminin zur Abstraktion auch dem Anfänger hinlänglich bekannt. Aus חַטָּא Sünder wird durch weibliche Motion חַטָּאת Sünde. Das Adjektiv im Feminin (gern wie in den klassischen Sprachen Fem. des Plural) entspricht völlig unserm abstrakten Neutrum: רָעָה oder noch lieber רָעוֹת ist τὸ κακὸν, τὰ κακὰ, das Böse, נִפְלָאוֹת, θαυμαστά, das oder die Wunder. Diese Neigung des Feminin erstreckt sich semitisch so weit, daß bei Inhabern von Aemtern, obgleich es männliche Personen sind, hebräisch wie arabisch sehr gern die Femininendung verwendet wird (nur daß das natürliche Geschlecht solche Wörter dennoch meist männlich construirt werden läßt); die Erscheinung erklärt sich aus einem ähnlichen Uebergange vom Amte zu seinem Träger, also vom Abstrakten zum Konkreten, wie er z. B. im Italienischen il podestà der „Amtmann“ bezüglich zum Latein potestas die „Amtswürde“ stattfindet (nur ist im Italien. auch das grammatische Geschlecht dem Drange gefolgt) Beispiele: hebr. פֶּחָה der Präfekt, קֹהֶלֶת der Prediger ecclesiastes, arabisch chalîfaton der Nachfolger oder Chalif.

Augenscheinlich sind es nur dürftige Surrogate, welche die semitische Sprache der Ausbildung des dritten Geschlechtes im Indogermanischen zur Seite setzen kann, und bei unbefangener Würdigung muß sich die Schale an der Wage der Gerechtigkeit zu Gunsten der

Sanskritsprachen senken. Wenn ich auch sonst auf hohe philosophische Spekulationen, welche der thatsächlichen Unterlage entbehren oder derselben nur halb und einseitig Rechnung tragen, keine große Stücke halte, so ist es hier doch, denke ich, angezeigt, daran zu erinnern, daß in der vollen Entfaltung einer Trilogie, welche Satz und Gegensatz, Männliches und Weibliches, durch den Gleichsatz, Sächliches, verbindet, und so These und Antithese synthetisch ausgleicht, ein höheres Moment der Organisation enthalten sein müsse, als in jenem Dualismus, welcher bei Satz und Gegensatz stecken bleibt. Uebrigens steht dieser Dualismus des grammatischen Geschlechtes im Semitischen auch nicht vereinzelt da. Während nämlich in unsern Sprachen die Zeitform des Verbs, allerdings mehr vom Standpunkte des Subjektes aus, in der Dreiheit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sich zerlegt, erreicht das semitische Tempus, hier mehr im Sinne der objektiven Handlung selbst, nur die Zweiheit von Perfekt und Imperfekt. Dem innern Zusammenhang dieser Erscheinungen weiter nachzugehen, zählt an dieser Stelle nicht zu unserer Aufgabe. Wiederholt sei aber darauf hingewiesen, daß die ursprünglichste aller Gesellschaften (die Sprache aber gehört der Gesellschaft an), die Familie, erst in der Trilogie von Mann, Frau und Kind zum vollen Abschluß kommt: getreues Abbild derselben in der Sprache zu sein ist Natur und Wesen der Dreitheilung des grammatischen Geschlechtes.

(Die zweite Hälfte der Abhandlung folgt nach.)

Verbesserungen:

S. 14 vorletzte Zeile: statt männlicher schwach lies männlich schwacher.
„ 18 Zeile 7 nach *aznak* füge bei: (annak).
„ 20 „ 7 von unten statt הָאִישָׁה lies beidemal הָאִשָּׁה.
„ 22 „ 27 statt Sing lies Sieg.
„ 23 „ 1 statt das lies beidemal des.
„ 35 „ 5 statt demgemäß lies denn gemäß.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.

Das grammatische Geschlecht und seine sprachliche Bedeutung.

Verschiedene Behandlung desselben im Indogermanischen und im Semitischen.

§. 2.

(Fortsetzung.)

2. Eine andere Verschiedenheit der beiden Sprachfamilien, kaum minder wichtig, als die durch den Besitz oder den Mangel eines Neutrums angezeigte, liegt in der abweichenden Verwendung des grammatischen Geschlechtes beim persönlichen Pronomen. In den indogermanischen Sprachen ist das Pronomen der ersten und der zweiten so wie das Reflexivum der dritten Person grammatisch durchaus ungeschlechtig, während das nichtreflexive Pronomen dieser dritten Person nach Weise des Adjektivs in alle drei Genera eingeht: weshalb letzteres auch wohl im Gegensatze zum reflexiven das geschlechtige Pronomen der dritten Person genannt wird. Der Semit dagegen beschränkt sein Genus nicht auf die letztgenannte Person, sondern dehnt es auch auf die zweite aus; nur die erste Person bleibt hier wie dort ungeschlechtig. Ein Reflexiv entgeht dem Semiten überhaupt. (Exkurs 6*).

* Exkurs 6. Auch einzelne indogermanische Sprachen lassen es ganz oder theilweise vermissen. Das Sanskrit selbst kennt das persönliche Reflexiv nicht, wohl aber das davon abgeleitete Possessiv svas. Während das Altsächs. im Heliand auch nur das letztere (sîn) und noch dazu in seltener Anwendung beibehält, hat das Angelsächs., folglich das Englische, jede Spur des reflexiven Pronomens verloren. Natürlich muß (wie es im Semitischen auch geschieht, falls die Sprache sich nicht anderweit hilft, wie z. B. durch Conjugationsformen reflexiver Bedeutung: נִשְׁמַר Niph. = er hütet sich, von שָׁמַר = er

behütet) in die dadurch entstandenen Lücken das geschlechtige Pronomen eintreten. Ueberhaupt weisen unter allen germanischen Sprachen nur das Gothische und Altnordische (letzteres selbst zur Stunde noch auf der Insel Island) den vollen Typus des reflexiven Pronomens nach Form und Bedeutung auf, wenn wir dafür den Verhalt in den beiden klassischen Sprachen zum Maßstab nehmen wollen. Unsere, die neuhd. Sprache hat der Form nach den Dativ des persönl. Pronomens (welcher sir lauten müßte) verloren, und dafür, nachdem sie ihn lange Zeit durch das geschlechtige Pronomen (ihm, ihr, ihnen) ersetzt hatte, zujüngst den formellen Akkusativ „sich" auch in den Dativ eintreten lassen, den jedoch in dieser Form hochdeutsche Mundarten auch jetzt noch verschmähen (vgl. A. Schmeller: Mundarten Bayerns, S. 195: er hat îm gedenkt = er hat sich gedacht). Ein größerer Uebelstand unserer Muttersprache ist es, daß die Bedeutung ihres Reflexivs sich weit aus ihrer natürlichen, z. B. durch das Gothische angezeigten Lage entfernt hat. Der Genitiv des persönlichen Reflexivs (jetzt: sein oder seiner) hat für Maskul. und Neutrum Singl. das geschlechtige Pronomen (es lautete: es, höchstens nur noch in einigen Redensarten, wie: ich bin es zufrieden, unverstanden übrig) verdrängt und dessen Funktion zugleich mit übernommen; desgleichen gilt das der Form nach reflexive Possessiv (seiner, e, es), wenn es sich auf Männliches und Sächliches im Singl. zurückbezieht, auch für den unreflexiven Fall. Diesem Uebergriff in fremdes Gebiet antwortet nach der andern Seite eine Beschränkung. Die Genitive des Femin. Singl. und des Plurals aller Geschlechter beim persönl. Pronomen, so wie die dem Femin. Singl. in allen Geschlechtern des Plurals entsprechenden Possessiva werden hochdeutsch auch für den reflexiven Fall nicht mehr durch das eigentliche Reflexiv, sondern erstere durch die Genitive des persönlichen Pronomens (in allen Fällen: ihrer), letztere durch ein aus diesen Genitiven unorganisch geformtes neues Possessiv (ihr, e, es) bezeichnet (gleichwohl heißt es mundartlich auch jetzt noch: Die Mutter liebt seinen, statt: ihren, Sohn, bei Schmeller a. a. O. 189). Beispiele zu dieser seltsamen Verschiebung im Gebrauch des Reflexivs werden jedem aufmerksamen Leser leicht von selbst beifallen. — Vorstehende geschichtlich constatirte Abweichungen der hochdeutschen und zum Theil auch der andern germanischen Sprachen von dem urgermanischen (gothischen, altnordischen) und dem damit zusammenfallenden lateinisch-griechischen Typus in dem Gebrauch des Reflexiv-Pronomens, werden, gehörig erwogen, schon geneigt machen uns beizustimmen, wenn wir aus positiven wie innern Gründen erklären, auch diesen noch nicht für den ursprünglichen, allgemein indogermanischen Typus halten zu können, vielmehr die Vermuthung aussprechen, daß nach ursprünglicher Einrichtung das Reflexiv in den Sanskritsprachen nicht auf die dritte Person beschränkt war, sondern allen dreien gemeinsam angehörte. Man erwäge zunächst folgende Thatsachen. Im Sanskrit entspricht das einzig erhaltene reflexive Possessiv svas (von svajam = selbst, das auch für alle Personen gilt, abgesehen) nicht bloß dem latein. suus, sondern eben wohl dem meus und tuus. Im Griechischen steht bekanntlich ἑαυτοῦ oder αὑτοῦ u. s. w. (aus dem Reflexiv und αὐτός zusammengezogen) nicht selten auch für ἐμαυτοῦ und σεαυτοῦ. Das Latein hält zwar sein Reflexiv streng auf die dritte Person beschränkt; allein nicht unwahrscheinlich ist sein Passiv, dessen Bildung doch von der indischen, griechischen und gothischen Norm gänzlich abweicht, durch Anfügung des reflexiven se an die aktiven Formen nicht bloß der dritten, sondern auch der beiden ersten Personen entstanden, d. h. wie amatur und amantur aus amat-se

und amant-se (sehr häufig setzt das Latein ein älteres s in r um, das e schliff sich ab und dafür drängte sich zwischen beide Endkonsonanten das unbestimmte u ein), so bildete sich auch amor aus amo-se und amaris (für amasis) aus amas-se, amamur aus amamus-se (stufenweis: amamuss', amamurs, endlich amamur, genau wie aus honoss, honors, honor); nur die zweite Pers. Plur. weicht von diesem Typus ab (sie müßte amateris lauten; das wirkliche amamini ist offenbar ein sonst verschollenes Particip Präs. Passiv, welches im Latein nur in einigen Substantivbildungen, wie alumnus, vertumnus, columna, femina erhalten ist: somit amamini, ae, a nämlich estis; nach Ausfall des Letztern erstarrte das Maskulin. zur forma finita für alle drei Geschlechter. S. unten. Auch der Singular dieses Particips begegnet im Latein als archaistische Form beim Imperativ Passiv [Deponens] der zweiten und dritten Person Singl.: statt profitetur z. B. profitemino, gleichfalls ohne geschlechtige Unterscheidung. Man faßt wohl am Besten profitemino als profiteminus [-nos] mit elidirtem s; hier ist also ein esto zu ergänzen). — Eine solche jetzt in der Sprachwissenschaft ziemlich allgemein anerkannte Bildung des lateinischen Passivs (die aus dem Oskischen dagegen erhobenen Bedenken Mommsen's weiset G. Curtius: griechische Etymologie I S. 258, ab) könnte vielleicht doch noch auffallend erscheinen, wenn ihr nicht auf deutschem Sprachgebiete eine völlig analoge Erscheinung, welche sich geschichtlich Schritt für Schritt verfolgen läßt, zur Seite stünde. Die neunordischen Sprachen, das Schwedische, Dänische, auch das Isländische bilden ohne Umschreibung mit Hülfsverben ein äußerst schönes und gefüges Passiv durch Anhängung eines s (isländ. st) an die Aktivformen. So ist schwedisch taga, dänisch tage = nehmen, aber tagas = und tages genommen werden; so in beiden Sprachen tog = ich nahm, du nahmst, er nahm, togs ich ward, du wardst, er ward genommen, Plural schwed. aktiv toge, togen, togo, passiv aber toges, togens, togos, dänisch akt. für alle Personen toge, passiv aber toges u. s. w. Dies angefügte s oder isländisch st, ist, wie die Geschichte lehrt, aus z, weiter zurück aus sz, und endlich aus sk abgeschliffen, d. h. aus sik, wie es im Altnordischen nur an die dritte Person gehängt, und von da allmählich in die zweite und erste hinübergeführt ward. S. Grimm, Gr. IV. S. 39 ff. Die Umbildung der reflexiven Bedeutung in die passivische hat weder für das Lateinische noch Neunordische irgend ein Bedenken (vgl. oben S. 28. Anmerk.), und läßt sich im letztern auch schrittweise verfolgen. Von dieser Erscheinung abgesehen halten freilich die germanischen Sprachen ihr Reflexiv streng zur dritten Person; dennoch theilt Schmeller (a. a. O. S. 196 f.) mundartlich aus einigen Gegenden mit: „wir fürchten sich (statt: uns), bedanken sich" und dgl. (bei der zweiten Person Plurals bezweifelt Schm. ein solches Vorkommen des Reflexivs), und Grimm (IV. 319 f.) bringt selbst aus der Schriftsprache Formeln, wie unter-sich, hinter-sich, nied-sich auf die zweite und erste Person bezogen vor; ich selbst habe in der neuisländischen Uebersetzung des neuen Test. Apost.-Gesch. 6, 3. ein sîn â mille gefunden, was ἐξ ὑμῶν überträgt und also nur „unter Euch" heißen kann (in medio sui statt in medio vestrum: freilich wird sonst in dieser Bibel das inter vos durchaus mit ydra â mille wiedergegeben). — Völlig erhalten (oder durchgedrungen?) ist diese allgemeine Beziehung des Reflexivs in den lituslavischen Sprachen. Das Lithauische bildet sein Medium durch das an alle Personen des Aktivs gehängte si (se, s') z. B. linksminu = ich erheitere wird zu linksminûs (der Vokal steigert

sich bei der Anfügung) = ich erheitere mich; 2. Person lìnksmini zu lìnksminės; 3. Pers. lìnksmina zu lìnksminas u s. w. Der Slave bildet genau so sein Passiv. Ja auch außer der Anfügung gilt in diesem ganzen Sprachstamme das reflexive Pronomen, sowohl das persönliche als das possessive, für alle drei Personen, wie wenn es zu Deutsch hieße: „ich sehe sich, du siehst sich, wir sehen sich, ihr sehet sich," oder: „ehre seinen Vater und seine Mutter" (statt: deinen V., deine M.). — Erwägt man nun alle diese Erscheinungen und bedenkt, daß der litauslavische Stamm, welcher wohl zujüngst von der gemeinsamen Ursprache sich losgelöset hat, leicht sich manches Uralte, das sonst in Abgang gekommen, erhalten haben kann, so wird wirklich der Gedanke nahe gelegt: das Reflexiv der indogermanischen Sprachen gehöre nach ursprünglicher Einrichtung den drei Personen gemeinsam an. Mir scheint eine solche Anordnung auch innerlich der Sache angemessener; denn da das persönliche Reflexiv weder Genus (s. oben im Texte) noch Numerus (s. weiter unten Exkurs 7.) unterscheidet, so wird doch wohl der wahre Begriff desselben auf das Merkmal der Reflexivität sich beschränken, deren Umfang aber auch ganz ausfüllen müssen. Warum sollte denn bei der dritten Person für die Zurückbeziehung auf das Subjekt ein besonderer Ausdruck bestehen, nicht aber bei den beiden ersten Personen, welche sich doch in dieser Hinsicht mit der dritten ganz gleich verhalten? Psychologisch wäre das kaum zu begreifen. Unseres Erachtens galt das reflexive persönl. Pronomen, welches selbstverständlich keinen casus rectus besitzen kann, nach ursprünglicher Anordnung, wie für alle Genera und Numeri, so auch für alle Personen, und das entsprechende Possessiv konnte sich auf alle Genera, Numeri und Personen beziehen. Leugnen will ich jedoch nicht, daß der namentlich im Genus sich zeigende Abstand zwischen dem Pronomen der beiden ersten und dem der dritten Person die Beschränkung des Reflexivs auf die letzte nahe legen mochte [22]).

Hier bedarf indeß das Thatsächliche einer nähern Erwägung. In den Sanskritsprachen sind die Pronomina der beiden ersten Personen mit Einschluß des reflexiven offenbar nicht adjektivischer, sondern substantivischer Natur. Als solche sind sie aber völlig ungeschechtig nach Maßgabe der Suffixsprachen des §. 1., d. h. sie ertragen weder eine generische Motion, noch auch sind sie, sei es *ἐπίκοινα*, sei es generis communis. Das Erste ist anerkannt; das Letztere aber kurz nachzuweisen. Sie sind nicht epicoena, d. h. Substantiva e i n e s grammatischen Geschlechtes, deren Form die zwei natürlichen Geschlechter (vom Neutrum könnte bei der sprechenden und angeredeten Person ohnehin keine Rede sein) umfaßte, wie d e r Adler auch das Thier weiblichen Geschlechtes und haec felis auch den Kater bezeichnet. Der Versuch solcher Auffassung würde an den Prädikatsbestimmungen zu den gedachten Pronominibus scheitern, ersichtlich in den Sprachen, welche das Prädikat noch flektiren. Passer mortu*us* est, heißt es bei Catull, und das gestorbene Thier könnte auch, wenn nicht a. d. St. vom Gesange Rede wäre, ein Weibchen gewesen sein; umgedreht kann felis mortu*a* est auch heißen: Der Kater ist todt. Hier

[22]) Nachträglich finde ich, daß schon G. C u r t i u s (Grundzüge der griechischen Etymologie, I. S. 361) unter Berufung auf M i k l o s i c h (über den reflexiven Gebrauch des Pronomens *οὗ*, Sitzungsberichte der Wiener Akademie; die Abhandlung steht mir nicht zu Gebote) sich entschieden für den allgemein reflexiven Gebrauch unseres Pronomens erklärt. — Die ganz zufällige Uebereinstimmung mit solchen Forschern kann mich nur erfreuen.

besteht Congruenz mit dem grammatischen Geschlecht des Subjekts. Dagegen muß ein Mann sprechen: *ego* amat*us* sum, je suis aimé, eine Frau aber: *ego* amat*a* sum, j. s. aimée. Hier waltet keine grammatische Congruenz zwischen dem movirten Prädikat und dem starren Subjekt ego, sondern im ersteren nur Bezugnahme auf das natürliche Geschlecht des letzteren. Alle grammatische Kategorie ist hier lediglich im Prädikat, keine im Subjekt. Auch generis comm. sind diese Pronomina nicht, wie im Griechischen ὁ und ἡ ἄνθρωπος, lat. hic und haec civis. Allerdings muß, während es lat. heißt civis laudandus est, wenn der Bürger, und laudanda est, wenn die Bürgerin gemeint wird, ganz entsprechend gesagt werden: ego laudandus sum, wenn der Redende Mann, und ego laudanda s., wenn die Redende Weib ist; allein daß jenes grammatische Congruenz, dies nur Bezugnahme des Prädikats auf das natürliche Geschlecht des Subjektes sei, ergibt sich unzweideutig daraus, daß, während ἄνθρωπος und civis attributive Adjekta in männlicher und weiblicher Form zu sich nehmen können, bonus civis, bona civis, dieses bei den Pronominibus schlechterdings unstatthaft ist, kein bonus oder bona ego ist möglich, alle Attribute können nur in der starren Form der Apposition auftreten. In Summa, was sich bei diesen Pronominibus in der Satzverbindung von generischer Motion zeigt, trifft nur die zu ihnen construirten Nomina, und hat für sie selbst nur die Bedeutung der Bezugnahme auf das durch sie vertretene natürliche Geschlecht: grammatisch sind sie völlig und in jedem Sinne ungeschlechtig.

Die semitischen Sprachen stimmen dieser Auffassung in Bezug auf das Pron. d. 1. Person völlig zu; führen dagegen das grammatische Genus mit seiner Motion in die 2. Person hinein. Obgleich die Thatsache wohl keinem Bedenken unterliegen wird, so wollen wir sie doch am Hebräischen erläutern. 2. Person Sing. lautet אַתָּה mask., אַתְּי fem. (gewöhnlich verkürzt אַתְּי oder bloß אַתְּ), Plur. אַתֶּם m. אַתֶּן f. Es genügt nun freilich zum Erweise einer generischen Motion nicht, zu constatiren, daß die Maskulinarformen in der Rede wirklich nur auf männliche, und die Femininformen auf weibliche Personen bezogen werden, denn man könnte in dem angehängten ִי- des Femin. Sing. (der Auslaut ָה- des Mask. ist bedeutungsloser, höchstens demonstrativer Zusatz), wie in dem Wechsel des auslautenden Nasales im Plural irgend etwas Anderes, nur keine wahre Motion z. B. etwas Derivativisches finden wollen, indem wirklich beim Nomen die weibliche Motion in anderer Art vor sich geht (sie geschieht bekanntlich durch angehängtes ָה-, eigentlich ַת-, auch bloß ת u. s. w.). Daß indeß das i im Auslaut des Fem. Sing. wirklich ein flexivisches Zeichen des Genus sei, möchte wohl schon aus dem Verhältniß von הוּא „er" zu הִיא „sie" hervorgehen, und wird meines Erachtens bewiesen durch das Imperfekt des Verbs (auch die Verbalformen scheiden sich im Semitischen nach den Geschlechtern, s. N. 3), in welchem z. B. תִּקְטֹל heißt: Du, Mann, wirst tödten, תִּקְטְלִי aber: Du, Frau, wirst tödten. Da hier nämlich unzweifelhaft in dem anlautenden ת die Signatur der zweiten Person zu finden ist, so kann in dem auslautenden ִי- der zweiten Form nur das weibliche Geschlecht angezeigt sein, da nach dem

Geiste semitischer Sprache hier nichts mehr zu bezeichnen erübrigt. Von der Motion des Singulars darf dann auf die des Plurals geschlossen werden, wo zudem auch die Analogie von אַתֶּם und אַתֵּן zu הֵם und הֵן gilt. Auch äußern die semitischen Sprachforscher in diesem Pünkte nicht das mindeste Bedenken.

So steht denn die charakteristische Thatsache fest: die grammatische Kategorie des Genus, welcher in beiden Sprachfamilien das Nomen unbedingt unterliegt, leidet beim (persönlichen) Pronomen in der indogermanischen auf die beiden ersten Personen mit dem Reflexiv, in der semitischen aber bloß auf die erste Person keine Anwendung; positiv ausgedrückt: Im Indogermanischen besitzt nur das unreflexive Pron. 3. P., im Semitischen die 3. und die 2. Person grammatisches Genus. Ist diese Thatsache so bedeutsam, und worin liegt ihre Bedeutung? Auch hier kann ich nicht ganz beistimmen, wenn ein so tiefer Denker wie L i m b e r g (Gedanken und Aussprüche, S. 42) äußert: „Keine gebildete Sprache bezeichnet dagegen das Genus am Redner und dem ihm gleichen Mitredner, die als solche auftreten oder vorgestellt werden, am Ich und Du, Wir und Ihr; Sprecher und Hörer sind nur solche, die ihre Rollen tauschen können, weil sie sich gleich stehen. Sohin behandelt der Sprecher den Hörer, der Ich den Du, als sich gleichen Geistesrepräsentanten; wer redet weiß als redend sich nur als Geist, so der Du als hörend; nur das Dritte, wovon die Rede ist, nicht woher und zu wem, hat ein Genus, kann möglicher Weise als Sache behandelt werden." Etwas Wahres liegt in dieser Darstellung, nur ist sie zu allgemein und absprechend. Kann denn, um vom Hebräischen auch abzusehen, die arabische Sprache mit ihrer reichen Literatur und ihrem großen Einflusse eine u n g e b i l d e t e Sprache heißen? stehen nicht die semitischen Sprachen, welche auch im Du das Geschlecht unterscheiden, in der Stufenleiter der sprachlichen Organisation neben den indogermanischen auf der höchsten Sprosse? Warum findet sich denn kaum irgendwo eine so rohe Sprache[23]) nach obigem Gedankengange, welche auch im Ich das Genus zuläßt? Darauf kommt es hier an, für die in Untersuchung stehende Differenz beider Sprachfamilien eine Erklärung zu finden in der unterschiedenen Auffassung der z w e i t e n Person im Verhältniß zur ersten, welche überall ungeschlechtig, und zur dritten, welche überall geschlechtig ist. Die bloße Gleichstellung der zweiten Person mit der ersten klärt den Sachverhalt offenbar nicht genügend auf.

Zu diesem Behufe wollen wir zunächst die dritte Person mit der ersten, betreffs deren (vom Reflexiv abgesehen) beide Familien gleichmäßig demselben generischen Verfahren huldigen, psychologisch vergleichen, um daraus zu erläutern, wie sich die zweite, bei welcher

[23]) P o t t (Ersch u. Gruber, Encyclop. Thl. 62. S. 426) will einige Spuren geschlechtlicher Spaltung auch beim Pronomen der 1. Pers. in zwei afrikanischen Dialekten entdeckt haben. Die Darstellung ist mir nicht klar genug, um entscheiden zu können. Vielleicht haben wir nur appositionelle Zusätze zum an sich geschlechtslosen Pronomen vor uns, analog dem lithauischen Verfahren bei den beiden ersten Personen im Dual (mùdu männl., mùdui weibl.; jùdu und jùdui), wo dann das Genus an den Z u s ä t z e n bezeichnet werden kann. Sollten wir aber in der That eine wahre Genusbezeichnung bei diesem Pronomen in einigen Sprachen anzuerkennen haben, so muß ich so rohen Idiomen den Begriff, ja die Vorstellung einer geistigen Persönlichkeit vollständig absprechen.

die Sprachen auseinander gehen, zur ersten und dritten stellt. — Während nun das Pron. 3. P. nach Sinn und Bedeutung im Satz jedem andern Nennworte völlig gleichsteht — Karl hat das Glas zerbrochen; er hat d. G. z. — und die einzige Aufgabe dieses Pron. seinem Namen entsprechend nur die ist, das voraufgehende Substantiv zu vertreten und so das sprachliche Verfahren abzukürzen (womit aber, wie nicht geleugnet werden soll, noch andere sprachliche Vortheile verbunden sind) — Karl ist ein muthwilliger Knabe; er, Karl, hat das Glas zerbrochen —: greift die Funktion der ersten Person weiter, indem sie zu dem Merkmal der Vertretung eines Nomens noch ein anderes hinzufügt, die Identifikation nämlich des durch das vertretene Nennwort Bezeichneten mit dem Redenden selbst — Karl sagte: ich habe das Glas zerbrochen. Durch einen solchen Uebergang von der dritten zur ersten Person gibt sich ein gewaltiger Fortgang des Gedankens und der ihn verlautbarenden Rede kund. Mit dem Ich wird nicht bloß über einen Vorfall äußerlich referirt, sondern, indem die That vom Sprechenden auf die eigene Person bezogen wird, wird sie in sein Inneres, sein Bewußtsein aufgenommen, und als solche mitgetheilt. Das Ich offenbart hier eine im Denken vollzogene Unterscheidung der Innen- und Außenwelt, ein Sichgegenübergestellthaben des Subjektes in geistiger Selbstständigkeit zu Allem was es nicht selbst ist, richtiger eine mit geistiger Energie vollzogene Aussonderung der eigenen Individualität von der Indifferenz der Objektivität. Jene Rede Karls: ich habe das Glas zerbrochen, ist nicht mehr eine bloße Aussage, sondern Kundgebung des innern Selbstbewußtseins, ist etwa Selbstbekenntniß vor der zürnenden Mutter. Das Ich ist der Index des Selbstbewußtseins, der geistigen Persönlichkeit. Mit diesem aber hat der Geschlechtsunterschied nichts zu thun. Das Selbstbewußtsein als reingeistige Thatsache ist über solche Differenz erhaben: es gibt kein männliches oder weibliches Selbstbewußtsein; und wenn auch der denkende und den Gedanken aussprechende Mensch entweder Mann oder Weib ist, so kann doch der Gedanke und die ihn aussprechende Rede, sofern sie an das selbstbewußte Ich anknüpft, nur rein geistig, somit übergeschlechtig sein. Die Sprache bestimmt ihr Genus an und nach der stets nur äußern Beobachtung der natürlichen Sexualdifferenz, ins innere Heiligthum des individuellen Selbstbewußtseins eine solche Unterscheidung hineinzutragen, hat sie nicht nur keinen Anlaß, sondern auch keine Macht. Aus dieser eminent geistigen Bedeutung der 1. Person erklärt sich, daß Ungebildete, Kinder und Schwachsinnige, bei denen die Kraft geistiger Persönlichkeit zurücktritt, gern von sich in der 3. Person sprechen; und daß, wenn wir Andern es thun, die Ausdrucksweise das Gepräge selbstloser Naivität bekommt. Die erste Person kann daher, wenn immer der volle Begriff derselben zum Ausdruck kommt, in keiner Sprache dem grammat. Geschlecht sich unterstellen (eine scheinbare Ausnahme in der flgd. N.). — Wenn nun indogermanische Rede in diesem Betracht das Pron. d. 2. Person vollkommen dem der 1. gleich behandelt, so können wir daraus nur schließen, daß sie den Hörenden oder Angeredeten in völliger geistiger Ebenbürtigkeit dem Sprechenden gegenübergestellt wissen will, d. h. daß sie sich zu der Höhe empor-

gearbeitet hat, auch außer dem eigenen Selbst in den Nebenmenschen ebenso berechtigte Kreise des Selbstbewußtseins oder geistige Persönlichkeiten anzuerkennen. Es leuchtet ein, daß die Anerkennung der dem eigenen geistigen Selbst gleichzustellenden Persönlichkeit im Du, wie sie auf jeden Fall den Ichgedanken zur Voraussetzung hat, noch nicht nothwendig zugleich mit demselben erfolgen muß, wiewohl allerdings durch ihn nahe gelegt wird. Das Du steht in einer gewissen Mitte zwischen dem Ich und dem Er. Für das Ich ist das Du ja auch zunächst, wie jedes Nichtich, ein Aeußeres, Fremdes, folglich ein Er. Das Ich kann niemals das Du ins eigene Bewußtsein aufnehmen, und wenn es das Du in gleichem Range neben sich hinstellt, so ist das Folge einer durch Erfahrung und Nachdenken herangebrachten Anerkenntniß, daß es außer der eigenen noch andere geistige Monaden geben könne und wirklich gebe. — Indem nun aber das semitische Idiom die zweite Person gleich der dritten geschlechtig, d. i. hier ungeistig behandelt, anerkennt es wenigstens nicht in gleichem Maße das Dasein und Recht anderer Persönlichkeiten außer der eigenen. Hierin liegt aber, so weit ich sehe, eine zwiefache Eigenthümlichkeit semitischer Sprache und daher auch semitischen Geistes angedeutet: nach der einen Seite eine vorwiegende Concentration auf das eigene Innere, eine übermächtige Innerlichkeit, der es Mühe macht, aus sich selbst herauszutreten, auf der andern ein gewisser geistiger Egoismus, welcher der Genossenschaft, der socialen Verbindung, überhaupt der Zusammenfassung der Einzelnen zur gliedlichen Gemeinschaft weniger zugewandt ist. Wir meinen, auch historisch lassen sich diese Charakterzüge des Semitismus recht wohl bewahrheiten [24]). Indeß wollen wir diese unsere Beurtheilung der beregten Differenz beider Sprachfamilien nur problematisch gelten lassen, und halten uns bei weiterem Nachdenken den Spruch noch offen.

Der Geschlechtsmangel am pers. Reflexiv, so weit es in den Sanskritsprachen vorhanden ist, hat wohl andere Ursache. Da das Reflexiv sich stets auf ein Nomen oder Pronomen in obliquo zurückbezieht, an denen das grammat. Geschlecht entweder bereits bezeichnet ist, oder überhaupt nicht bezeichnet werden soll (in den Sprachen, welche es auch für die 1. und 2. Person verwenden), so würde es vollkommener Pleonasmus sein, am Reflexiv nochmals das Geschlecht auszuprägen.

Aus der gegebenen Erörterung begreift sich nun auch leicht, daß im schärfsten Gegensatz zu den beiden ersten Personen gerade an der dritten das sprachliche Genus am stärksten ausgedrückt werden und am längsten haften muß. Das Amt dieses Pronomens ist, ein gegebenes Nennwort zu repräsentiren. Sofern ist es Substantiv. In seinem stofflichen wurzelhaften Inhalt liegt nur diese Vertretung, aber außerdem nicht die mindeste Hindeutung auf das (natürliche) Genus, wie das doch in den Begriffen der Nennwörter sei es objektiv sei

---

[24]) Vgl. Fr. Michelis: Gesch. der Philos. S. 165: „Die Semiten tragen in sich kein politisch entwickelndes, kein menschlich fortschreitendes Element; ihre Familie erstarrt im Stamme und entwickelt sich nicht zur freien Gemeinde; in ihnen liegt kein wahres Moment der Bewegung."

es nach subjektiver Auffassung des Sprechenden der Fall ist. War also die Sprache einmal darauf verfallen, das Genus am Nomen zu einer grammatischen Kategorie zu erheben, so mußte nun bei dem seiner Wurzelbedeutung nach generisch völlig indifferenten Vertreter des geschlechtig gefaßten Nomens das grammatische Genus um so stärker hervortreten. Es geht daher nothwendig in alle, zwei oder drei, Geschlechter ein, und in sofern ist es Adjektiv. Die Sprachen und ihre Geschichte erweisen auch das kräftige Walten des Genus bei diesem Pronomen. Daß Sprachen, welche am Nomen das Genus ganz oder theilweise verloren, es an diesem Pronomen sich erhielten, ward schon erinnert, und soll §. 3. weiter erörtert werden. Hier mag noch darauf hingewiesen werden, daß, so scheint uns, der Drang vor Allem an diesem Pronomen das Genus zu markiren, einzelne Sprachen veranlaßt hat, sich Abweichungen vom theoretisch geforderten Schema der Deklination desselben zu gestatten. So wenigstens erkläre ich mir, daß das goth. Pron. is mask. *si* fem. it neutr. lautet. Theoretisch ist völlig klar, daß das Fem. hier mit dem Mask. zusammenfallen sollte (starke Deklin. mit der Grundform auf -i, macht die beiden ersten Geschlechter gleich; s. §. 3; vgl. Subst. balgs mask. und ansts fem. oder Adj. sels m. u. f.); nur um Mask. vom Fem. zu unterscheiden, griff das Gothische beim Feminin zu einem andern Stamme. Auch lat. müßte das entsprechende Pron. statt is, ea, id, vielmehr is, is, id lauten (wie dulcis, dulcis, neutr. dulce, nicht dulcid, weil im Latein das Adjektiv der substantivischen, nicht der pronominalen Deklination folgt, vgl. flgd. Exk.). Es geschah wohl sicher zu Gunsten der Geschlechtsunterscheidung, daß beim Feminin aus der I-Deklination in die A-Deklination, welche das Feminin vom Mask. sondert, übergegriffen ward. Ein ähnlicher Fall liegt im Latein beim relativen und interrogativen Pronomen vor, welches auch in der That in dieser Hinsicht dem persönlichen gleichsteht: statt qui oder quis männl. und weibl., quid oder quod, tritt fürs Feminin die besondere Form quae (qua) auf. Doch wird beim Interrogativ dieser Drang zur Aussonderung des Feminins vom Maskulin durch eine andere Anschauung zum Theil wieder aufgehoben. S. §. 3 N. 3. (Exkurs 7 *).

* Exkurs 7. Drei Pronomina gibt es sohin in den Sanskritsprachen, welche sich dem grammatischen Geschlechte entziehen; um sie lateinisch zu nennen: ego, tu und das reflexive sui. Das letzte ist, wie im vor. Exkurse erklärt ward, auch ohne Numerus, oder gilt für alle Numeri. Bei näherer Betrachtung findet aber die Kategorie des Numerus auch auf die beiden ersten keine Anwendung, indem ganz offenbar ihre sogen. Plurale nos und vos keine förmlichen Plurale sind, sondern verschiedene Stämme enthalten (in allen übrigen Sanskritsprachen dieselbe Erscheinung). Die semitischen Sprachen weichen auch hier ab, indem sie den Singularstamm förmlich pluralisiren; außer Zweifel ist, daß hebr. אתם Plural zu אתה und אתן zu אתי sei, höchst wahrscheinlich wird es nach Analogie auch, daß אנו Pluralform zu אני. Doch diese Diskrepanz beider Sprachfamilien ward schon im vorigen Exk. besprochen und erklärt. — Somit bekommen wir für die indogermanische Sprachfamilie fünf, und wollen wir die beiden Duale, wo sie vorhanden sind, hinzunehmen,

da auch diese unseres Erachtens abweichende Stämme zeigen, sieben Pronomina ohne Genus und Numerus als grammatische Kategorien. Daraus folgt, daß die Flexion derselben sich nur noch auf die Casus erstrecken könne. Da wir nun §. 1 nachwiesen, daß die gewöhnliche sogenannte Deklination des Nomens drei Elemente, Genus, Numerus und Casus, umfaßt, so ist a priori einleuchtend, daß die Deklination der gedachten Pronomina, der zwei dieser Elemente entfallen, vom gewöhnlichen Deklinationstypus stark abweichen müsse. So ist es nun bekanntlich auch. Wenn man in der Deklination überhaupt noch von zwei Arten spricht, der substantivischen, welcher im Sanskrit und den klassischen Sprachen auch die Adjektiva zufallen, und der pronominalen (der Name geht aber auf das geschlechtige Pronomen, das alle drei Elemente der Deklination enthält), welcher im Germanischen und Lithauischen (Slavischen?) auch die Adjektiva angehören, so sind doch die Unterschiede zwischen beiden im Ganzen unerheblich, und sprachwissenschaftlich auch genügend erklärt. Aber zu beiden Formen der Deklination zeigt die Abwandlung der in Rede stehenden Pronomina kaum Anklänge. Es ist eitles Bemühen, die Deklination derselben auf die übliche zurückführen zu wollen. Sie bildet auch überhaupt einen äußerst schwierigen und dunkeln Gegenstand in der wissenschaftlichen Grammatik; und so hoch ich anerkenne, was Männer wie Bopp und Grimm (freilich auch nicht einig in diesem Stücke) darin geleistet haben, so wird mir jeder Sachkenner einräumen, daß der eigentliche Verhalt noch nicht gehörig, geschweige unwidersprechlich aufgehellt sei. Diese Lage der Dinge gibt mir den Muth, unmaßgeblich auch meine Ansicht über das Räthsel vorzutragen, und der Beurtheilung der Sprachforscher anheim zu geben. Ich beschränke mich aber für dies Mal auf die deutsche Sprache in der Hoffnung, daß, wenn hier meine Auffassung für richtig befunden wird, die Ausdehnung derselben auf die übrigen Sanskritsprachen geringere Schwierigkeiten erleidet. Zuvörderst stelle ich ein urgothisches oder urgermanisches Schema dieser sogen. ungeschlechtigen Deklination auf, wie es sich durch Analogie und Vergleich des Gothischen mit andern deutschen Dialekten, die in einzelnen Fällen das Ursprünglichere bewahrt haben, theoretisch zu ergeben scheint; die wirklichen gothischen Formen stehen wo sie abweichen in Klammern daneben.

Singular.

	1. Pers.	2. Pers.	3. Pers.
Stamm	m'	thu	su
Nomin.	ik	thu	—
Genit.	meina	thveina (theina)	sveina (seina)
Dativ	mis	thvis (thus)	svis (sis)
Akkus.	mik	thvik (thuk)	svik (sik)

Plural.

Stamm	uns	izv
Nom.	veis	jus
Gen.	unsara	izvara
Dat.	unsis (—, uns)	izvis
Akkus.	unsik (uns, unsis)	izvik (izvis)

Dual.

Stamm	ugk	igk
Nom.	vit	jut
Gen.	ugkara	igkara
Dat.	ugkis	igkis
Akkus.	ugkik (ugkis)	igkik (igkis)

Zur Erläuterung und Rechtfertigung: Als Singularstamm der 1. Pers. haben wir m' angesetzt; wer keinen vokallosen Stamm will, füge a bei, welches dann vor den Endungen abfällt. — In dem ik und thu haben wir den Consonanten die goth. Lautstufe eingeräumt, ursprünglich selbstverständlich ig und tu. — In dem Auslaut der 2. und 3. Pers. haben wir u (oder v) angesetzt und durchgeführt, theils weil die goth. Formen thus und thuk das u zeigen, hinter welchem nach Analogie ein i weggefallen sein muß, theils weil im Latein *tui* und *sui*, *tuus* und *suus* gegenüber dem *mei* und *meus* gelten. Wie also das Gothische bereits in dem Reflexiv sis und sik der Analogie von mis und mik gefolgt war, so thaten dasselbe die andern deutschen Sprachen auch in dem dir und dich. — Im Plur. Dat. und Akkus. (desgl. im Dual) halten wir die Formen auf -is für den organischen Dativ, die auf -ik für den Akkus. Freilich finden sich die ik-Formen im Gothischen nirgends; aber in der 1. Pers. findet sich unsih ahd, und in der 2. ahd iwih, nhd „euch“ bis zur Stunde. Unsis und izvis sind also aus dem Dativ für den Gebrauch auch in den Akkus. eingetreten, was um so leichter geschehen konnte, als der Dativ überhaupt ein mehr persönlicher Casus ist, und in deutschen Mundarten beim Pronomen den Akkus. durchweg vertritt; umgedreht ist das jetzige „euch“ als Dativ dem ahd. iu gegenüber, eigentl. Akkus.; vgl. unser „sich“ als Dativ neben dem gleichlautenden Akkus., aus dem es entnommen ist. Die andere Dativ- und Akkus.-Form uns hat die Casusendung abgeschleift. Den Dual haben wir dem Plural mit augenscheinlichem Rechte gleichförmig gemacht, obwohl sich hier in keinem deutschen Dialekte Akkus.-Formen auf ik, dafür aber, indeß bloß im Ags. mir durchaus räthselhafte Formen auf it: uncit, incit vorfinden. — Wie sich der Casus rectus in allen Fällen zu dem Stamm, den wir aus den Casibus obliquis hergestellt haben, verhalte, untersuchen wir diesmal nicht: nur bei 2. P. Sing. liegt das Verhältniß klar vor; die Formen veis und jus haben flexivisches Ansehen (wie anst-eis und sun-jus), indeß kann dies täuschen.

Worauf es nun vor Allem ankommt, ist: billigt man obiges Paradigma, so springt sofort ins Auge, daß Dativ und Akkus. wie in den Personen, so auch in allen Numeris vollkommen gleiche Endung haben, is und ik; auch im Genitiv treffen alle Numeri im auslautenden a zusammen, nur daß im Plural (so wie Dual) statt des singularen ein ein ar sich zwischen Auslaut und Stamm einschiebt. Wir finden hierin eine vortreffliche Bestätigung unserer Annahme, daß jedenfalls hier nur von einer Wandlung per casus, nicht auch per numeros, so wenig wie per genera Rede sein kann. — Nunmehr möchten wir aber einen Schritt weiter gehend behaupten, auch die scheinbare Abwandlung durch die Casus ist keine Flexion, sondern Derivation. Nur so, dünkt uns, läßt sich die sog. Deklination dieser Pronomina in ihrer gänzlichen Abweichung von Allem was sonst Deklination heißt, gehörig aufklären. Denn wenn auch in den üblichen Deklinationsendungen des Nomens Genus-, Numerus- und Casuszeichen durchweg aufs engste mit einander und bis zur Unkenntlichkeit der einzelnen Elemente verschmolzen sind, so kann

doch die scharfe Analyse der Sprachwissenschaft wenigstens das negative Ergebniß mit Sicherheit aussprechen, daß z. B. -is kein flexivisches Dativzeichen sein kann; für die übrigen Endungen gilt wahrscheinlich dasselbe.

Für die derivativische Natur des Genitivs glaube ich auch den direkten Beweis genügend erbringen zu können. Die Formen meina theina seina stehen in ersichtlichem und anerkanntem Zusammenhang mit den Possesiven meins theins seins (ebenso lat. mei mit meus, ἐμοῦ mit ἐμός u. s. w.); nur sollte man nicht, wie gewöhnlich geschieht, das possessive vom Genit. des persönl. Pronomens, sondern vielmehr umgekehrt das letztere von ersterem herleiten. Die gothischen Genitive sind nämlich ganz genau die sog. Themata oder Grundformen (die Bopp'schen Generalcasus) der entsprechenden Possessiven. Auch für lat. mei, griech. ἐμοῦ u. s. w. nehme ich gleiche Geltung in Anspruch; mei ist mir nicht Gen. von meum, noch ἐμοῦ von ἐμὸν, mögen sie auch von der Sprache selbst späterhin mitunter so aufgefaßt sein, sondern mei ist reines Thema zum possessiven meus (i also der thematische Vokal, wie er sich bei Nominibus in der Zusammensetzung zeigt: legifer); desgleichen ἐμοῦ statt ἐμέο zu ἐμός (ο ist Themavokal, wie in λογόμαχος; für diesen Fall, wo das griech. ο einem indischen und gothischen a entspricht, fand Grimm früher in demselben einen eigenen Compositionsvokal, später hat er sich selbst corrigirt). Nun ist aber das gothische meina, scheint uns, ebenso von m' durch die Silbe ein, welche bekanntlich durchweg den Stoff anzeigt, woher etwas genommen ward, derivirt, wie z. B. von aisarn Eisen aisarnein eisern, und auch hier entspricht lat. ferreus, wie meus. Ebenso stammen dann thveina von thv (thu), sveina von sv (su). In der That wüßte ich nicht, wie der Genitiv, dessen Begriff das woher? ist, auf dem Wege der Derivation passender ausgedrückt werden könnte, als durch diese Ableitungssilbe. Natürlich kann nun von einer Flexion zur Anzeige des Genitivs hinter der Derivation nicht mehr Rede sein, weshalb auch die allen Flexionen zur Basis dienende Grundform gewählt ward. Bewährt sich diese Auffassung, so haben wir hier außer der Zusammensetzung den einzigen Fall, wo die Grundform, wenigstens für Nomina, welche der A-Deklination folgen, thatsächlich erscheint. Daß aber eine ursprüngliche Derivation späterhin von der Sprache recht wohl als Flexion in der Rede empfunden werden kann, beweisen unsere substantiven Plurale auf -er (Häuser), bei denen wir die jetzt anerkannte derivativische Natur der Endung wohl kaum noch fühlen. Kommen wir zum Plural-Genitiv, so gilt für die Formen izv-ara, uns-ara (eben so im Dual), natürlich genau dasselbe, nur weiß ich hier die Bedeutung des ableitenden ar nicht so bestimmt anzugeben. Grimm stellt es (III. 622) zur alten Comparativendung auf ar, anderswo (II. 135) zur Adjektivbildung in ar, wie ahd. heit-ar (heiter), munt-ar (munter) pit-ar (bitter). Das Letzte scheint mir das Richtigere; und auch hier möchte es nicht zu schwer halten, in der Derivation genitivischen Sinn wiederzufinden. — Für die derivativische Erklärung des dativischen is und akkus. ik muß ich zwar einstweilen noch das Protokoll offen halten; doch glaube ich schon jetzt für ersteres auf das den Comperativ bildende is der Adjektiva (so gothisch, später, wie im Pronomen auch, ir, er), so wie auf die oben noch erwähnte Pluralendung der Neutra auf is (jetzt er) aufmerksam machen zu dürfen. Die Identität des is in diesen beiden Fällen wird von Grimm zugestanden, und wirklich, wenn die Pluralendung (ursprünglich aber auch für den Singular gültig wie agſ. hrider Sing. = Rind beweiset) dem Substantiv den Sinn der Ver-

einzelung [25]) (Ort, Oerter vgl. mit „Orte"; Land, Länder mit „Lande", selbst Holz, Hölzer mit „Holze" d. i. Holzarten) und damit der Auszeichnung gibt, so stimmt das recht wohl zur Comparation des Adjektivs. Aber sollte nun nicht auch die Vorstellung der Vereinzelung, der Individualisirung also, auf die Natur des Dativs Anwendung leiden? dessen mehr persönliche, sohin individuellere Qualität (welche auch Grimm hervorhebt) namentlich auch im Pronomen so stark hervortritt, daß z. B. im Niederdeutschen der Dativ des persönl. Pronomens den Akkusativ vertreten kann, wenn dieser sich auf eine Person, nicht aber wenn er sich auf eine Sache bezieht: ik häv' êr (Dativ) gesaien, neben ik häv' se (Akkus.) gesaien, wenn eine Frau gesehen ward, aber nur das Letzte, wenn etwa eine Katze. — Ueber das ik des Akkus. muß ich mich zur Zeit jeder weitern Bemerkung enthalten. Bopp (vergleichende Gram. 2. Aufl. II. S. 102) stellt dasselbe mit der griech. Enklitika γε, welche sich gern an Pronomina zum Ausdruck der Hervorhebung (ἔγωγε = ich wenigstens, gewiß) anhängt und welche auch im Sanskrit in der Form ha (vedisch auch gha), im Lithau. als gi, im Altslav. als že in gleichem Sinne und gleicher Verwendung vorkommt, wie Curtius sagt (a. a. O. II. 103) „mit unverkennbarem Rechte" zusammen. Von Seiten des Lautes wäre allerdings nichts dagegen zu erinnern; wie jedoch in solcher Hervorhebung eine akkusativische Bedeutung gefunden werden könne, vermag ich nicht einzusehen; man wolle denn den Gegensatz zwischen Objekt und Subjekt als eine solche Hervorhebung gelten lassen.

3. Eine andere Differenz beider Sprachfamilien in der Behandlung, oder vielmehr Ausdehnung der grammatischen Geschlechtskategorie kann hier nur kurz erwähnt, nicht erschöpfend behandelt werden, weil sie einen zu tief in andere Verhältnisse eingreifenden Hintergrund hat. Die semitischen Sprachen erstrecken nämlich das Genus auch auf die finiten Verbalformen, und zwar genau so weit als dasselbe für die persönlichen Pronomina gilt, also auf die der 2. und 3. Person, während sich die sanskritischen Sprachen hier aller Unterscheidung enthalten. Uebereinstimmung besteht also desfalls nur bei der 1. Person, z. B. כָּתַבְתִּי, wie: ich schrieb, scripsi, ἔγραψα gelten für jedes Geschlecht; allein während es bei uns heißt:

[25]) Dies in unserer Abhandlung so oft erwähnte is des neutralen Plurals in den deutschen Sprachen wird von Bopp (vgl. Gr. III. S. 405 ff.) und Schleicher (Deutsche Sprach. S. 244) mit dem neutralen Wortbildungselemente, welches im Sanskrit -as, griech. -ες (Nomina ος z. B. τὸ γένος) latein -es (er; Nomin. us z. B. genus) lautet, zusammengestellt; wir glauben, mit vollem Rechte. Während aber der griech.-lateinische Plural: γένη d. i. γενεα, γεν-εσ-α, gen-er-a den fraglichen Zusatz genau so enthält, wie das deutsche „die Geschlechter", gilt er in allen urverwandten Sprachen durchweg auch für den Singular, z. B. Genit. γένους d. i. γενεος, γεν-εσ-ος, gen-er-is, wovon das Germanische nur schwache Spuren zeigt. Dem deutschen Singular „das Geschlecht" würde ein griech.-lateinisches γένον ου, genum, i entsprechen, und wirklich findet sich auch vereinzelt im Lateinischen zum Plural penora ein Singular penum, i, neben penus, oris, und im Griechischen mischen sich bei einigen Substantiven verschiedene Casus mit oder ohne das Bildungselement durch einander, z. B. δενδρον, ου, Dativ Plur. δένδρεσι neben δένδροις. — Nur fällt dabei auf, daß dies Bildungselement in den urverwandten Sprachen keineswegs die auf dem germanischen Gebiete so bestimmt und scharf hervorstechende Bedeutung der Individualisirung besitzt, vielleicht eher das Gegentheil. Indeß man stoße sich nicht daran; denn, um mit Curtius zu sprechen (a. a. O. S. 65), „von einer scharf bestimmten Bedeutung kann (ursprünglich) nur bei wenigen Suffixen (Wortbildungselementen) die Rede sein!" Die im Deutschen allerdings „scharf bestimmte" Bedeutung der Vereinzelung hat sich also erst seit der Spaltung der indogermanischen Ursprache auf germanischen Gebiete fixirt.

du schriebst, scripsisti, ἔγραψας, ferner: er schrieb (freilich auch: sie, es, allein die Unterscheidung steckt nur im später beigefügten, an sich entbehrlichen Pronomen, nicht in der Verbalform), scripsit, ἔγραψε ohne generische Motion, unterscheidet das Hebr. zwischen כָּתַבְתָּ und כָּתַבְתְּ, sowie zwischen כָּתַב und כָּתְבָה je nach dem das angeredete oder erwähnte Subjekt männlichen oder weiblichen Geschlechtes ist. Dies gilt im Semitischen für alle Numeri und Tempora, und wenn irgendwo z. B. hebr. im Plural Perf. 3. Pers. כָּתְבוּ beide Genera gleich lauten, so hat das bloß im zufällig eingetretenen Zusammenfallen der Endungen seinen Grund, indeß andere Dialekte auch an solchen Stellen den Unterschied festhalten. Dagegen ist in unsern Sprachen, so weit wir sie geschichtlich zurückverfolgen können, im Verbum finitum nie nach dem Genus unterschieden worden; das Sanskrit conjugirt bodhâmi, bodhasi, bodhati u. s. w., ich weiß, du weißt, er (sie es) weiß[26]).

Der Grund dieser semitischen Geschlechtsunterscheidung am Verbum liegt schwerlich darin, daß in diesen Sprachen die finiten Verbalformen durch Anfügung (sei es Afformation oder Präformation, hinten oder vorn) der persönlichen Pronomina an die verbalen Grundformen (Themata) zu Stande kommen; denn einmal ist dies doch auch im Indogermanischen der Fall, da z. B. die Verbalendungen der 3 Personen Sing. Präs., welche nach dem Sanskrit mi, si, ti lauten, ihre Uebereinstimmung mit den Pronominalstämmen ma (od. m' oben), tv oder tu (t ging in s über) und dem Demonstrativ tas (τὸ, τοῖ, lat. is-**te** deutsch der u. s. w.) schwerlich verleugnen können, und doch haben die Sanskritsprachen nicht einmal für

[26]) Eine Ausnahme scheint hier jedoch gemacht werden zu müssen. Im Altslavischen findet sich in den Dualendungen des Verbs, und zwar nach herkömmlicher Auffassung sogar bei allen Personen das Geschlecht unterschieden (s. Schleicher, Formenlehre der kirchenslav. Sprache S. 334). Eine altorganische Einrichtung kann ich aber um so weniger darin finden, als das Slavische die Dualendungen des Verbs überhaupt neu umgebildet und den Geschlechtsunterschied nun gar, was sonst unerhört ist, auf die erste Person ausgedehnt hat. Wenn Bopp (vergleich. Gramm. §. 429. 1. Aufl.) denselben auch im Dual des entsprechenden Pronomens finden will, er gibt va, wir beide Männer, vje wir beide Weiber, so läßt sich nur letzte Form, als für beide Geschlechter gültig nachweisen. Auch Schleicher hält diese nach dem Genus differirenden Verbalformen für speziell slavisch und später gebildet. Uebrigens sind die Angaben über den wirklichen Gebrauch dieser Formen so schwankend, daß eine genauere Untersuchung des Sachverhalts zu wünschen wäre. Bestätigt sich die Sache, so kann ich darin nur eine slavische Idiosynkrasie, um nicht zu sagen Verirrung finden, veranlaßt durch zufällig entstandenen Einklang der Verbalendungen mit den Flexionsendungen im Nomen und Pronomen (3. Pers.), welche gewiß nicht zu Gunsten des slavischen Sprachgeistes zeugt. Wir erklären uns. Die Dualendung z. B. der 1. Pers. des Verbs, welche im Sanskrit vas ist, mußte nach slavischen Lautgesetzen zu va werden; da nun das auslautende a zufällig mit der männlichen Dualendnung des Nomens im Slavischen zusammentrifft, welcher fürs Feminin ein je zur Seite steht, so drang die Macht falscher Analogie durch, und stellte auch in der dualen Verbalendung neben das männl. va ein weibl. vje: jesva und jesvje = wir beide sind, je nachdem Männer oder Frauen sprechen. Wir treffen hier auf einen scharfen Gegensatz zum Verfahren der latein. Sprache, welche in richtigerm Takte selbst da, wo sie eine adjektivische Nominalform zur finiten Verbalform umbildete, den dort angezeigten Geschlechtsunterschied hier unterdrückte: amamini, ae, a estis. S. Exk. 6. Fiel estis fort, so hätte der Geschlechtsunterschied beibehalten werden können. Dieser aber schien dem Lateiner für eine finite Verbalform so unerträglich, daß er die männl. Form für alle Geschlechter gelten ließ. Aehnlich im Auxiliarfutur des Sanskrit.

die 3. Perſ., welche in jenem Pronomen das Genus beachtet, beim Verbum jemals eine ſolche Unterſcheidung verſucht; dann aber gälte doch dieſe Erklärung auch im Semitiſchen für die 3. Perſ. nicht, da dieſe offenbar gar kein Pronomen enthält, und beim unbekleideten Stamme ſtehen bleibt. Vielmehr ſcheint uns dieſe Ausdehnung des Genus auf das Verbum darauf hinzuweiſen, daß im Semitiſchen überhaupt die Unterſcheidung zwiſchen Nomen und Verbum noch nicht ſo ſcharf und vollſtändig vollzogen iſt, wie in der ſprachlichen Schweſterfamilie. Manchmal fällt ſemitiſch die forma finita durchaus mit der forma infinita, d. h. mit dem entſprechenden Nomen (zunächſt Particip oder Infinitiv), zuſammen: כָּבֵד heißt ſowohl verbaliter „er war ſchwer," als auch nominaliter „ſchwer ſeiend" oder „ſchwer" (Particip, Adjektiv). In andern Fällen wird die Unterſcheidung allerdings erreicht, aber auf eine nur äußerſt ſchwache und zarte Weiſe, durch größere oder geringere Dehnung des Stammvokals, oder durch verſchiedene Setzung desWorttones: נִקְטַל forma fin. „er ward getödtet," נִקְטָל forma inf. des Particips „einer der getödtet ward, getödtet." So bildet ſich, wenigſtens in der 3. Perſ. des Perfekts, welche Perſon kein Pronomen anfügt, das Feminin aus dem Maskulin durchaus wie im Nomen, nur daß bei letzterem der Wortton auf das Afformativ des Feminins voranrückt, während er beim Verb auf der Stammſilbe bleibt, es ſei denn, daß der Vokal des Afformativs in die Stammſilbe eindringend ihren betonten Vokal verdrängt, und den Ton ſelbſt übernimmt: קָ֫מָה forma fin. = ſie ſtand auf, קָמָ֫ה forma inf. = eine die aufſteht; נִקְטְלָ֫ה (aber in Pauſa, wo der Vokal des Afformativs nicht in den Stamm eindringen kann, נִקְטָ֫לָה) = ſie ward getödtet, נִקְטָלָ֫ה = eine Getödtete. Aus dieſen Proben erſieht man, wie ſchwach und leiſe angedeutet hier der Unterſchied zwiſchen Verbum und Nomen iſt. Augenfällig ſteht dieſe Erſcheinung im engſten Verbande mit der ſchon oben berührten, daß dem Semitiſchen das eigentliche Verbum kopulativum abgeht. Sind denn die finiten Verbalformen logiſch genommen etwas Andres, als die Ineinsbildung des Verbum ſubſt. mit dem prädikativ gefaßten Nomen Subſtantiv oder Adjektiv? „Er tödtet" heißt „er iſt tödtend" oder „ein Tödter". Fehlt ein Prädikatsverbum, ſo gebricht auch die Verſchmelzung desſelben mit dem Nomen und eine eigentliche Verbalform kommt nicht zu Stande. Daß eine ſolche formell nicht durchgeführte aber durch ſyntaktiſche Mittel (ſ. Anm. 9) zur Noth erſetzte Scheidung zwiſchen Nomen und Verbum für den Satzbau von großem Belang ſein müſſe, leuchtet ein. Wir müſſen aber hierauf weiter einzugehen, uns an dieſer Stelle verſagen.

4. Endlich zählt es zu den Eigenthümlichkeiten ſemitiſcher Sprache, daß ſie in allen Fällen, wo das Genus an der Endung des Nomens oder Verbums bezeichnet wird, d. h. beim Verb und Adjektiv ſtets, beim Subſtantiv ſo oft ein Feminin durch einfache Motion entſteht, das Zeichen des Geſchlechtes erſt am Feminin beifügt, während das Maskulin den unbekleideten Stamm zeigt. Gegentheils behandeln die Sanskritſprachen ihre Geſchlechter in dieſer Hinſicht auf ganz gleichem Fuße, indem ſie denſelben einzeln ihr charakteriſtiſches Zeichen geben.

So antwortet einem lat. bon-us bon-a bon-um[27]) im Hebr. טוֹב, טוֹבָה, und einem equ-us equ-a סוּס, סוּסָה; טוֹב und סוּס in männlicher Form sind die nackten Stämme, gleichsam als wäre bon = guter, bona gute, oder hieße eqv Hengst und equa Stute. Nach semitischer Anschauung tritt das Bedürfniß zur Bezeichnung erst beim andern Geschlechte ein; nicht der Satz, sondern erst der Gegensatz wird ausgedrückt: es ist als ob aus der ursprünglichen Allgemeinheit oder Ungeschlechtigkeit das Feminin zuerst hervortauchte und vom Allgemeinen sich besonders abhöbe, in Folge dessen dann freilich auch das Maskulin, eben durch den Mangel eines Motionszeichens, charakterisirt wird. Man wird schwerlich irren, wenn man in diesem Verfahren einen gewissen Uebergang findet von den vollkommen ungeschlechtigen Sprachen (z. B. den Suffixsprachen) zu jenen (den Sanskritsprachen), welche das Genus zu einer auch in der lautlichen Bezeichnung vollständig ausgeführten Kategorie fortgebildet haben.

Uebrigens hängt diese Einrichtung mit andern gleich bedeutsamen Erscheinungen im Semitismns also zusammen, daß es hier allgemeiner Grundsatz zu sein scheint, immer erst den Gegensatz in der Kategorie und diesen allein flexivisch auszuzeichnen. So wird auch in der Numerusbildung noch nicht der Singular als solcher, sondern es werden erst Dual und Plural im Gegensatze zu ihm gekennzeichnet. Noch wichtiger aber scheint, daß auch in der Conjugation noch nicht die 3. Person des Verbs, sondern erst im Gegensatze zu dieser die zweite und die erste flexivischen Ausdruck finden; woraus sich denn von selbst ergibt, daß die 3. Person Sing. Mask., an welcher weder Genus noch Numerus und nun endlich auch nicht die Person zu bezeichnen ist, den bloßen Stamm enthalten muß (Tempus wird im Semitischen durch Wechsel des Stammvokals bezeichnet, Modus fällt eigentlich ganz aus), wie es auch im hebr. קָטַל klar vorliegt[28]). Da nun aber in beiden Sprachfamilien die Personen-

[27]) Selbstverständlich wollen wir nicht sagen, daß in der lat. Nominalendung us, a, um (eben so in den andern indogerm. Sprachen) nur das Genus ausgeprägt sei; es kann darin noch manch Anderes stecken, wie Numerus, Casus, Themavokal. Wir schließen es überhaupt von unserer Untersuchung aus, nachzuweisen, in welchem Elemente der Endung das Genus angezeigt sei. Was wir wollen, ist nur dies: famul-us und famul-a stehen sich nach jeder andern grammatischen Kategorie völlig gleich, und unterscheiden sich nur durch das Genus. Diese Differenz ist aber zweifellos eben so gut für das Mask. durch us als für das Feminin durch a angezeigt. Auch haben wir nicht leugnen wollen, daß in diesen Sprachen, selbst nach ältester Einrichtung, zwei Geschlechter, das männliche und weibliche, zusammenfallen können, sie haben dann eben gemeinsam ein Zeichen (s), welches dem dritten gegenübersteht: lat. dulcis is e; piscis, avis, mare. Wo jedoch alle Geschlechter lautlich zusammentreffen (im sog. Adjektiv einer Endung), da ist unseres Erachtens immer nur eine Folge von Verkümmerung der Endungen nach den Lautgesetzen, oder gar organischer Mißgriff zu entdecken. Vergl. über die beiden letzten Punkte §. 3.

[28]) Dem könnte scheinen entgegenzustehen 3. Pers. Mask. Imp. יִקְטֹל mit seinem Präformativ יְ. Bekanntlich sin die Akten zur Erklärung desselben noch nicht geschlossen. Während die gewöhnliche Ansicht darin allerdings das Pron. 3. P. הוּא und הִיא finden will, hält Dietrich (Abhandlungen zur hebr. Grammatik S. 132 ff. 143 ff.) jiktol sogar für eine Nominalbildung (ebenso das syrische nektul; das Chaldäische und Arabische stimmt zum hebräischen Schema), welche auf die finite Form übertragen sei. In beiden Auffassungen bleibt bestehen, daß das präformirte

bildung des Verbs durch Verbindung des Verbalstammes mit den entsprechenden persönlichen Pronominibus geschieht, so entspringt zwischen beiden Familien für die dritte Person des Verbums der Abstand, daß diese indogermanisch das Pronomen an sich genommen hat, semitisch aber ohne dasselbe ist. Man übersehe jedoch nicht, daß auch dort das bei der dritten P. Verbi angefügte Pronomen nicht eigentlich das persönliche, sondern das demonstrative ist (oben). (S. Exkurs 8*).

*Exkurs 8. Man gestatte uns von hier aus einen Rückblick auf das in beiden Familien ebenmäßig geschlechtige Pronomen der 3. Person. Die dritte Person trägt überhaupt weit weniger den Stempel der (geistigen) Persönlichkeit, als die beiden ersten, und daher ist es nicht zu verwundern, daß die Bedeutung des Pronomens dieser Person so indogermanisch wie semitisch zum bloßen Demonstrativ hinüberschwankt und umgekehrt. Einige Proben mögen diese belangreiche Erscheinung bewähren. Im Hebr. hält sich הוא nicht selten, besonders wo es dem Prädikat zur Stütze dient (דָּוִד הוּא הַמֶּלֶךְ = David ist oder war der König), in der Schwebe zwischen persönlicher und demonstrativer Bedeutung, ja mit dem Artikel verbunden הַהוּא, hat es völlig demonstrative Kraft wie das parallele von Hause aus demonstrative הַזֶּה, von welchem es sich kaum anders unterscheidet, als unser Demonstrativ der Ferne „jener" von dem der Nähe „dieser". Was die Sanskritsprachen anbetrifft, so ist gleich im Sanskrit selbst sa sâ tat, welches der Form nach mit dem griechischem ὁ ἡ τό und dem goth. sa so thata (der dies das) zusammenfällt, nicht demonstrativ oder Artikel, wie in diesen Sprachen, sondern entschieden persönliches Pronomen, während die Demonstrative zusammengesetzter Bildung sind; dagegen neigt das persönliche Pronomen in einigen deutschen Dialekten, namentlich dort zur Demonstration hinüber, wo das ursprüngliche Demonstrativ durch Abschwächung seiner Bedeutung zum bloßen Artikel geworden ist. Im Hd. zwar ist „er, sie, es" scharf genug unterschieden von „der, die, das," und möchte eine Spur solchen Ueberganges kaum aufzutreiben sein, wenn man nicht die mit gewissen Präpositionen zusammengeschmolzenen Artikelformen in unserer Sprache aus ihm erklären will (ins wäre = in es statt in das; zur = zu ir; zum = zu im u. s. w). Hat dies freilich sein Bedenken, so ist doch für das Holländische und das Niederdeutsche überhaupt vollkommen klar, daß das persönliche Pronomen als aus dem Demonstrativ abgeschwächter Artikel verwendet werden darf: et grôte hûs für det gr. h. Umgekehrt müssen wiederum die nordgermanischen Sprachen, wie gelegentlich schon erwähnt, für das Neutr. Sing. und den Plural aller Geschlechter statt des fehlenden persönlichen das demonstrative Pronomen ge-

---

Jod schwerlich ein Zeichen des Mask. ist, da es ja noch näher an das Femin. הִיא, als an das maskul. הוא sich anlehnt. Neu bestätigt wird aber das im Texte erörterte Verfahren durch den Imperativ. Da dieser nach semitischer Anschauung lediglich auf die 2. Pers. beschränkt ist, somit bei ihm von keinem Gegensatz der Personen Rede sein kann, so gilt der unbekleidete Stamm (im Mask. Sing.) eben auch für diese einzige Person: קְטֹל. Wenn sich nun, gegen die Theorie, im Imperf. der 3. Person selbst im Mask. Sing. ein (noch unerklärtes) Präformativ findet, so ist der äußere Anlaß zu dieser Bekleidung des Stammes schwerlich ein anderer gewesen, als weil der Sprachgeist, da für Imperfekt und Imperativ der Stamm (mit dem Tempusvokal, also besser die Grundform) derselbe ist, auf eine Scheideform verfiel; so steht יִקְטֹל ab von קְטֹל.

brauchen. Interessant ist hier aber vor Allem der Verhalt in den klassischen Sprachen, namentlich im Latein. Im Grunde haben diese, auf die Bedeutung gesehen, in casu recto gar kein geschlechtiges Pronomen der dritten Person; wirklich kann ein solches in Sprachen, welche im Verb volle und genau bestimmte Flexionen besitzen, an sich in casu recto recht wohl, in casibus obliquis aber einleuchtender Maßen niemals, entbehrt worden. Dies ist der Grund, weshalb lat. is ea, id was ja etymologisch vollkommen unserm „er sie es" (gothisch is si ita) entspricht, in recto eine merklich andere Bedeutung hat als in obliquo (ebenso das griech. αὐτός, was jedoch keinen unmittelbaren Vergleich mit unserm pers. Pron. zuläßt): in recto hat es volle (da das Latein keinen Artikel hat, auch noch nicht bis zum bloßen Geschlechtswort abgeschwächte) demonstrative Kraft; in obliquo doch nur, wenn es adjektivisch zu einem Substantiv gehört, sonst aber und namentlich beim Verbum nur den Sinn des persönlichen Pronomens. — Sollte die minder energische Persönlichkeit der dritten Person sich nicht auch in der im Texte auseinandergesetzten Bildung der Verbalformen dieser Person abspiegeln? Die Sanskritsprachen begnügen sich hier mit dem angefügten Demonstrativ, die semitischen verzichten ganz auf pronominalen Zusatz, während doch in beiden Familien die beiden ersten Personen dieses Personalausdruckes nicht entrathen können. — Uebrigens ist aus dieser Erscheinung, scheint uns, der Schluß zu ziehen, daß die dritte Person in der Sprache älter und ursprünglicher sei, als die beiden andern; was jedenfalls auch durch die Beobachtung der geistigen und linguistischen Entwicklung des Kindes bestätigt wird.

Wie man übrigens auch über die beiden letzten nur flüchtig gezeichneten Differenzen der zwei Sprachfamilien in der Behandlung und Ausdehnung des Genus nach ihrem Zusammenhange mit Wortbildung und Satzbau weiter urtheilen möge: eine unbefangene Würdigung wird unseres Erachtens einräumen müssen, daß auch in diesen Punkten die indogermanischen Sprachen die semitischen an vollständig durchgeführter, harmonisch gegliederter Organisation überbieten.

Uebersichtliche Geschichte des grammatischen Geschlechtes in der indogermanischen Sprachfamilie.

§. 3.

Im Umfange der semitischen Sprachen hat das Genus keine Geschichte. Soweit wir diese Idiome historisch zurück und bis zur Gegenwart hinab verfolgen können, zeigt sich in der Auffassung und Behandlung des sprachlichen Geschlechtes nach allen wesentlichen, im vorigen §. erörterten Gesichtspunkten volle Gleichförmigkeit. Ganz anders verhält es sich im Kreise der indogermanischen Sprachen. An dem oben gezeichneten Typus der grammatischen Geschlechtskategorie nach Umfang und Einrichtung halten nur jene unter den Sprachen dieser Familie fest, welche nach ihrer Lostrennung von der gemeinsamen Sprachenmutter das Gewebe

ihrer Grammatik in allen wesentlichen Theilen sich unversehrt erhalten haben, die primitiven Sprachen, während die abgeleiteten, jüngern, sekundären (prakritischen im Gegensatz zum eigentlichen Sanskrit) vom ursprünglichen und mustergültigen Verhalten vielfach abgewichen sind. Der Grund solcher Entstellung liegt aber jedes Mal nachweislich in dem allmählig mit der Zeit, bald mehr bald minder, zunehmenden Verwittern und Verfallen der grammatischen Beugungsendungen. Wie in der Deklination Casus und Numeri, in der Conjugation Modi, Tempora und Personen in größerm oder geringerm Maße bald einzeln bald allgesammt dem nagenden Zahne der Zeit unterlagen, so kann es nicht befremden, daß auch die reinlich und vollständig durchgeführte Organisation des Genus von ihr angefressen und in einzelnen Theilen zerstört ward. Für andere sprachliche Sippen mögen wir es dahingestellt sein lassen, für die Sanskritsprachen ist es erwiesene Thatsache, daß ein Idiom je historisch älter es ist (was freilich nicht gerade zeitlich zu nehmen, sondern nach seinem Bildungsstande beurtheilt werden muß), desto reicher auch und ausgeprägter und vollkommener in seinen flexivischen Bildungen sei. Die ganze geschichtlich nachweisbare Entwickelung dieser Sprachen ist ein Proceß, der nur zerstört und niederreißt (einen innern Verbrennungsproceß hat man ihn genannt), der aber niemals von Innen heraus wieder aufbauet, oder höchst selten. Doch soll hiermit durchaus kein allgemeiner Maßstab zur Beurtheilung der Güte und des Werthes einer Sprache an die Hand gegeben sein. Uebermäßige Fülle und Reichthum flexivischer Formen kann auch schädlich wirken; manche äußere Hülfsmittel, auf welche die Sprache zum Ersatz abgehender Formen verfällt, können eigenthümliche Vorzüge bieten; geschichtlich sich einstellende offenbare Schwächen können vom stets wachen Sprachgeist zu besondern Vortheilen verwendet werden. Ueberhaupt ist das Urtheil über den Werth einer Sprache noch von ganz Anderm bedingt, als von der archetypischen Integrität ihrer Grammatik. Dies nur nebenbei. In den jüngern indogermanischen Sprachen, namentlich in jenen, welche gegenwärtig die Trägerinnen der europäischen Cultur sind, zeigen sich nun fast überall solche Ausartungen vom ursprünglichen Typus des grammat. Genus in sehr verschiedenem Umfange und nach verschiedenen Richtungen. Es zählt mit zu unserer Aufgabe, diese für die Auffassung des Sprachgeistes hochwichtigen Erscheinungen wenigstens in kurz gefaßter Uebersicht darzustellen.

1. Wir beginnen mit den romanischen Sprachen, den Töchtern des weltbeherrschenden Lateins. Sie alle haben das neutrale Genus im Wesentlichen völlig eingebüßt und sind in diesem Stücke auf den Standpunkt der semitischen Sprachen zurückgesunken. Im Nähern verhält es sich also. — Die Nennwörter sind sammt und sonders unter die beiden der Natur analogen Geschlechter und zwar also vertheilt, daß sämmtliche Substantive, welche in der Muttersprache generis neutrius waren, sich zum Maskulin schlugen, dem es wenigstens in der zweiten Deklination der Grundsprache formell am nächsten stand. „Man muß einräumen (sagt Fr. Diez, Gramm. der roman. Sprachen, 2. Aufl. II. Th. S. 6), daß dieser Verlust des dritten Geschlechtes eine schwer vermeidliche Folge der romanischen Wortumbildung war,

welche die neutrale Form völlig verdunkeln und verwischen mußte." Durch Abfall des auslautenden Consonanten, eine so gewöhnliche Erscheinung romanischer Lautumbildung, mußte, wie aus servus ein servu, so gleichmäßig aus tectum ein tectu werden, sohin beide im Auslaut zusammenfallen. „Daß (somit) die dem Neutrum ursprünglich angehörigen Wörter nach einem so summarischen, lediglich auf die Endungen begründeten Verfahren einem einzigen Geschlechte zugewiesen wurden, war kaum anders zu erwarten: eine Scheidung in männliche und weibliche hätte ebensowohl wie die Einführung eines unbestimmten Geschlechtes nur das Werk einer frühern, zur poetischen Auffassung der Außenwelt gestimmten Sprachperiode sein können" (daselbst). — Im Adjektiv dagegen finden sich auf romanischem Gebiete einige Reste neutraler Form. Zwei der ihm angehörigen Sprachen, die provenzalische und altfranzösische, haben sich beim Adjektiv überhaupt die neutrale Form gerettet: prov. purs, pura, pur, altfr. purs pure pur u. s. w. Da das Genus des Adjektivs nur durch das Gesetz der Congruenz bestimmt wird, so kann das neutrale Adjektiv, weil es keine neutralen Substantiva mehr gibt, nicht auf den attributiven Fall, sondern nur auf den prädikativen und auch nur dann, wenn das Subjekt ein neutrales Pronomen (worüber sogleich) oder eine allgemeine Phrase ist, in Anwendung kommen. Z. B. prov. bon m'es = es ist mir gut, bonum mihi est. Jedoch nicht einmal als abstraktes Substantiv mit dem Artikel gebrauchen diese beiden Sprachen ihre adjektivische Neutralform (Diez II. 8), sondern lassen, wie die andern, das Maskulin dafür gelten: lo belhs (männliche Form) = das Schöne. Weiterhin haben sich die romanischen Sprachen einige adjektivische Neutralformen der anomalen Comparation erhalten; so italien. il meglio, peggio, maggio, meno, piu; französ. le mieux, pis, moin, plus = das Bessere, Größere u. s. w. (D. II. 62). — Im Pronomen ist aus mehr gedachten Gründen, wie der Genusunterschied überhaupt, so auch das Neutrum am wenigsten leicht zu entbehren. So finden sich denn hier auch einige Ueberbleibsel desselben. Das Spanische hat vor seinen Schwestersprachen den Vorzug, daß es im bestimmten Artikel und entsprechend im Pronomen der dritten Person (beide werden im Romanischen aus dem lat. ille gebildet) das Neutrum vom Maskulin unterscheidet (D. II. 30 und 84); Artikel el, la, lo, Pron. él, ella, ello. Der neutrale Artikel findet natürlich seine Anwendung nur vor dem Adjektiv, welches es so zum abstrakten Substantiv macht; und so kann der Spanier „der Gute" und „das Gute" durch el bueno und lo bueno unterscheiden, während dem Italiener z. B. Beides in il buono zusammenrinnt, und der Context unterscheiden muß. Das pronom. Neutrum ello ist im Spanischen unser unbestimmtes (d. h. nicht auf ein einzelnes Substantiv gehendes) „es" oder „das". In solcher allgemeinen und abstrakten Verwendung haben sich überhaupt im Romanischen noch einige Neutralformen des demonstrativen Pron. erhalten; so ital. ciò, span. portug. esto isto und einige mehr. Das ist nun aber auch Alles. — Man wird einräumen müssen: als eine vollberechtigte grammatische Kategorie neben und auf gleichem Fuße mit den beiden andern Geschlechtern ist das Neutrum im Ro-

manischen nicht mehr vorhanden; die Trümmer desselben beziehen sich entweder auf den unbestimmten Demonstrativausdruck im pronominalen Subjekt, dessen die ältern formreichern Sprachen mitunter ganz entrathen können, oder sie erheben in einzelnen Fällen das Adjektiv zum abstrakten Substantiv.

Es ist merkwürdig, daß während die neulateinischen Sprachen des dritten Geschlechtes verlustig gingen, die neugriechische die Geschlechter sich vollzählig erhalten hat. Doch erklärt sich diese Erscheinung. Auch abgesehen von dem schon im Altgriechischen vorhandenen und neugriechisch nur beibehaltenen Artikel, an welchem der Unterschied der Geschlechter so scharf ausgeprägt ist, daß er wohl geradezu das Geschlechtswort genannt wird, lehnt sich das Neugriechische überhaupt weit enger an seine Grundsprache an, als die romanischen an das Latein, theils weil es überhaupt in weit geringerm Grade eigenthümliche Frische und Triebkraft bewies, theils weil schon das Altgriechische, namentlich in den Lautverhältnissen, eine jüngere Stufe sprachlicher Niedersetzung verräth, als das Latein, und daher manche Aenderungen, welche erst das Lateinische zum Romanischen umbildeten, schon in der klassischen Sprache der Griechen vorweggenommen waren [29]).

2. An die Betrachtung der Töchter der klassischen Sprachen reihen wir die litu-slavischen, da sie in Bezug auf das grammatische Geschlecht eine gewisse Parallele zu jenen bilden. Die eigentlich slavischen Sprachen, obwohl sie in Vergleich zur lithauischen im Ganzen eine jüngere Gestaltung verrathen, bleiben, wie das Neugriechische, dem allgemeinen Typus der Sanskritsprachen getreu; das sonst so alterthümliche Lithauische folgt im Wesentlichen der romanischen Genuseinrichtung. Das Letztere ist, als eine ohne Frage geschichtliche Abweichung, hier näher zu erwägen.

Auch bei den Lithauern gilt für sämmtliche Substantive nur männliches oder weibliches Geschlecht. Ob nun aber auch hier wie bei den Romanen die ursprünglich sicher vorhandenen Substantiva neutra lediglich nach der Endung einem der beiden gebliebenen Geschlechter in Bausch und Bogen überwiesen wurden, kann ich zwar nicht mit Entschiedenheit behaupten, möchte es jedoch aus einigen gleich zu nennenden Vorkommnissen beim Adjektiv vermuthen: es ist dann aber im Gegensatze zu dem romanischen Verfahren nicht das männ-

[29]) Ganz offenbare Merkmale eines jüngern Sprachstandes des Griechischen in Vergleich mit dem Latein sind in der Lautlehre die Aussprache des *υ* als ü und des *ου* als monophthonges u, worin das Französ. ganz genau schon dem Altgriechischen gleich steht; ferner der sog. Zetacismus, welcher im Griech. sowohl dentale als palatale Consonanten in Kraft eines ursprünglich nachfolgenden i angreift und zu Zischlauten macht; vgl. *μέσος* in Verhältniß zu medius; auch hier ist wieder das italien. mezzo völlig parallel; dann die bei den Liquiden aus gleichem Grunde eintretende Verdoppelung: z. B. *ἄλλος* im Verhältniß zu alius; entsprechend ist, daß schon althd. aus dem goth. saljan ein sellen wird; u. dgl. m. In der Syntax liegt der Beweis eines jüngern Sprachstandes des Griechischen in dem Vorhandensein des aus dem Demonstrativ abgeschwächten Artikels, auf den im Gebiete der Schwestersprache doch erst die Romanen verfielen. — Dagegen ist in der Formenlehre durchweg das Griechische alterthümlicher und dem Typus getreuer, als das Latein.

liche, sondern das weibliche Geschlecht, dem die ursprünglichen Neutra zufielen. — Im Pronomen und Adjektiv zeigen sich aber auch hier einige Trümmer des dritten Geschlechtes. Das Demonstrativ taí unser „das“ ist zwar seiner Endung nach Adverbium, kann aber praktisch neben tàs m. u. tà w. als Neutrum gelten. Im Pron. interrogat. gilt das formelle Maskulin kàs quis? auch für das neutrale quid?, und ebenso einige indefinite Pronomina, wie vìskas und nėks = Alles und Nichts. Wirkliche Neutralformen sind darin allerdings noch nicht zu erkennen. Indeß als Prädikat zu diesen syntaktisch als Neutra aufzufassenden Pronominalformen, so wie zu dem unbestimmten nicht ausgedrückten neutralen Subjekt „es“ erscheint das Adjektiv in manchen Fällen [30]) in einer Form, welche jedenfalls wohl als Rest eines adjektivischen Neutrums anzusehen sein möchte, z. B. taí nè gálima = das ist nicht möglich. Hier ist doch wohl gálima als wirkliches Neutrum von gálimas m. galimà w. anzusehen, gebildet etwa aus dem Maskulin mit Abwerfung des flexivischen s, wie Schleicher meint, oder wie mir richtiger scheint, durch Abfall des neutralen Flexionszeichens d oder m [31]), und so ist es, abgesehen vom Unterschied in der Betonung, welcher späterer Entstehung sein kann, mit dem Feminin zusammengefallen. Die Adjektive auf -ùs haben als solche Neutralform ù, z. B. gražù yr = es ist schön. Hier zeigen freilich die Feminina ì, so gražì, allein das scheint nur einen Uebertritt aus der U- in die I-Deklination zu verrathen, der auch sonst häufig genug stattfindet (vgl. unten N. 4). — Dies Zusammentreffen des adjektivischen Neutrums mit dem Feminin wenigstens in der ersten und wichtigsten, der A-Deklination, und der weitere Umstand, daß auch sonst in solchen allgemeinen Satzformen abweichend von den romanischen Sprachen, welche das Maskulin gebrauchen, das wirkliche Feminin eintreten kann z. B. bùvo tižì statt b. tižù = es war glatt, berechtigen unseres Erachtens zu der Annahme, daß die ursprünglichen Substantiva generis neutrius in Folge des Abschleifens der Endungen dem weiblichen Geschlechte überwiesen worden seien.

3. Wollen wir von dem keltischen Sprachstamme absehen, von welchem der Verf. nur ganz äußerlich weiß, daß die ihm angehörenden Sprachen gleichfalls nur männliches und weibliches Geschlecht bekennen, so erübrigt in der Durchmusterung der hauptsächlichsten Sanskritsprachen des Abendlandes, auf die wir uns hier beschränken, nur noch das germanische Gebiet, mit welchem wir den Schluß machen. Die Geschichte des grammatischen Geschlechtes, wenn gleich sie überhaupt nur von Verlusten und Ausartungen berichten kann, gewährt hier dennoch nicht nur weit reichere Ausbeute, sondern führt auch Umbildungen und Neugestaltungen dieser

---

[30]) Nicht immer; zuweilen und in der gegenwärtigen Sprache beinahe stets hat das prädikative Adjektiv dann die Adverbialendung auf -aí; s. Schleicher, lithauische Gramm. S. 257.

[31]) Jedoch stimme ich eher für ein ursprüngliches neutrales d als m beim Adjektiv im Lithauischen, einmal schon, weil die Deklination des lithauischen Adjektivs wie im Deutschen die pronominale, und nicht wie im Sanskrit, Griechischen und Lateinischen die substantivische ist (s. Exkurs 7), in jener aber das Neutrum auf d (t, th) auslautet, dann aber, weil ich mit Bopp und A. das neutrale m (n) in der substantivischen A-Deklination der letztgenannten Sprachen selbst für unursprünglich und aus dem Akkus. des Maskulins entnommen ansehe.

Kategorie vor, welche im hohen Grade interessiren müssen. Von den altgermanischen Dialekten, dem Gothischen, Alt- und Mittelhochdeutschen, Alt- und Angelsächsischen, dem Altnordischen braucht kaum gesagt zu werden, daß sie dem ursprünglichen Typus huldigen; es ist immer nur der jüngste Niederschlag aller dieser Idiome, welcher sich Abweichungen gestattet hat. Und so wollen wir uns gleich zu den noch lebenden deutschen Sprachen wenden, und ihr Verhältniß zur Genuskategorie geschichtlich zu begreifen suchen. Eine dreifache Abstufung in der Behandlung des Genus können wir in den noch lebenden deutschen Sprachen unterscheiden: die meisten derselben haben sich, obschon die flexivischen Unterscheidungsmerkmale vielfach verstümmelt sind, doch in den Grundzügen die drei Geschlechter in allen Klassen des Nomens erhalten; eine, die dänische Sprache, hat sich nur zwei Geschlechter gerettet, so jedoch, daß nicht, wie romanisch, das Neutrum, sondern das Feminin ausgestorben, welches mit dem Maskulin zusammengeronnen ist; wiederum nur eine, die englische Sprache, verzichtet beim Substantiv wie beim Adjektiv auf alle Geschlechtsunterscheidung, weshalb in englischen Lexicis den Hauptwörtern auch kein Genus beigeschrieben werden kann, führt sie jedoch durch das persönliche und possessive Pronomen wieder in die Rede ein. Wir beginnen mit der in Hinsicht der grammatischen Genuskategorie wie überhaupt in flexivischer Beziehung unter allen germanischen Sprachen am tiefsten herabgesunkenen [32]), mit der englischen Sprache.

Alle Genusdifferenz hat beim Substantiv wie Adjektiv, bei letzterm auch für den prädikativen Fall, vollständig aufgehört. Zu verwundern ist ein solcher Verlust eben nicht bei einer Sprache, welche in der Deklination jegliche Flexion bis auf das s am Plural der Substantive und das ausnahmsweise noch zulässige s des Genit. Sing. eingebüßt hat [33]). Doch hängt mit diesen Verlusten zusammen, daß das Gesetz der syntaktischen Congruenz zwischen Substantiv und Adjektiv völlig, selbst wo das Substantiv das Flexionszeichen der Mehrheit bekommt, aufgegeben worden ist: the great king, Pl. the great kings. In so weit ist also das Englische auf den Stand der ungeschlechtigen Sprachen des §. 1 hinabgesunken: dennoch trennt es von denselben eine weite Kluft, da das im Pronomen erhaltene Genus immer noch energisch in den Satzbau eingreift.

Das persönl. Pronomen der 3. Pers. nämlich unterscheidet im Sing. die drei Ge-

[32]) Dennoch ist sie weltbeherrschend eine der mächtigsten und literärisch blühendsten, welche je gesprochen sind: so wenig sind Geltung und Ansehen einer Sprache durch flexivische Integrität allein bedingt.

[33]) Einige wenige Wörter ungerechnet, bei welchen der Umlaut zur Bezeichnung des Plurals nachwirkt, wie man men, goose geese, und ein paar andere Anomale, gilt das s des Plurals nunmehr für alle Substantive aller Geschlechter. Schwerlich ist es das germanische Pluralzeichen, da s ja für Neutra niemals gegolten, und im Angels. schon dem Feminin überhaupt, ja sogar dem Maskulin außer der ersten oder A-Deklination entzogen war. Es ist vielmehr das romanische (französische) Pluralzeichen, oder jedenfalls doch in Nachahmung und nach Analogie des Französ. vom Mask. auf das Fem. und Neutr. erstreckt. — Das nur beim vorgesetzten Genitiv Sing. zulässige 's ist freilich das deutsche, aber in sofern doch auch unorganisch, als es vom Mask. und Neutr. aus wieder auf das Feminin ausgedehnt ward, dem das im Goth. vorhandene s längst entfallen war.

schlechter vollständig: he she it, während im Plural freilich das dem Demonstrativ nach nordischer Weise entnommene they gemeinsam für alle gilt. Mehr noch; die englische Sprache hat aus den Genitiven der drei, mit dem Plural vier, Personalien sich eben so viele adjektivische Possessiva in derselben Weise gebildet, wie die ahd. und nd. aus dem Gen. Sing. Fem. und Gen. Plur. aller Geschlechter das possessive „ihr" holländ. haer: sie lauten englisch his, her, its Pl. their, und damit ist der dreifache Geschlechtsunterschied für den Singular zurückbezüglich auch durch das Possessiv angezeigt [34]). Diese also im persönl. Pronomen beibehaltene und im zueignenden neu errungene Unterscheidung der drei Geschlechter verwendet nun der Engländer syntaktisch also, daß bei lebenden Wesen die Unterscheidung zwischen Maskulin und Feminin (ja selbst Neutrum nach §. 2. N. 1.) nach dem natürlichen Geschlechte nothwendig ist: wenn father vorhergeht, kann nur mit he und his, wenn mother, nur mit she und her, wenn child (es sei denn, daß schon der natürl. Sexus als solcher hervortreten soll) nur mit it und its fortgefahren werden. Auf alle leblose Gegenstände soll grundsätzlich nur das neutrale it und its zurückbezogen werden, und die abstrakte gebildete Sprache drängt immer mehr dahin. Indeß die Rede des Volkes und der Dichter erlaubt sich dennoch auch bei Sachen und leblosen Dingen in einer Art von poetischer Personifikation das Maskulin und Feminin zu gebrauchen, und zwar im Ganzen (denn in einzelnen Fällen wirkt bei der Wahl des Geschlechtes, wie es scheint, das alte, angelsächs. grammatische Geschlecht der Nennwörter noch nach) nach subjektiv willkürlichem und daher veränderlichem Ermessen. Dieß läßt sich aber bestimmen durch die Analogie männlicher oder weiblicher Signatur, etwa nach Maßgabe des oben S. 12 Erörterten; und so wird unter Anderm, was zart und lieb (der Matrose faßt sein Schiff, der Schmied seinen Hammer als she) als weiblich, was stark und kräftig als männlich bezeichnet werden können, je nach wechselnder augenblicklicher Anschauung, Stimmung, Laune. Einige solcher Auffassungen sind aber bislang noch stehend selbst in abstrakt prosaischer Rede: so gelten die Ländernamen durchweg als weiblich; der Notiznahme werth ist, daß gegen die durchgängige sonstige Auffassung der Germanen the sun als Maskulin und the moon als Feminin gefaßt wird: Rücksicht auf die klassische oder französische Vorstellung scheint hier durchzuschlagen. Wir finden in diesem ganzen Verfahren mit Grimm eine Nachwirkung jener naiv-poetischen Anschauung, welche auch ursprünglich zur Unterscheidung des grammatischen Geschlechts geführt hat; nur ist sie schwankend veränderlich und gibt der Willkür des Einzelnen freien Spielraum. Eben dadurch kann freilich diese Einrichtung dem sprachlichen Ausdrucke unter Umständen vortheilhafte Nüancirungen verleihen, die aber doch

[34]) Da im Englischen das Adjektiv, folglich das Possessiv, nicht flektirt wird, so könnten his her its their, ganz einfach als die bloßen Genitive der Personalien angesehen werden. Indeß ihre nothwendige Stellung vor dem Substantiv, und der Umstand, daß der eigentl. Genitiv z. B. des Mask. Sing. of him, und nicht his lautet, scheinen mir für ihre adjektivische, somit possessive Natur zu zeugen. — Its ist auch in dem Sinne unorganisch, als ja der wahre Genitiv von it gleichlautend mit dem männlichen his sein sollte, its also nur ein aus dem erstarrten Nominativ it in falscher Analogie neugeformter Genitiv sein kann.

die hohen Vorzüge einer grammatisch auch durch die Nomina hindurch geführten Genuskategorie bei Weitem nicht aufwiegen. Die Stellung der engl. Sprache zum Genus läßt sich also kurz so formuliren: beim Nomen ist in direkter primärer Darstellung das Genus vollständig erloschen und im Zusammenhange damit die Congruenz entfallen: es gibt ganze Sätze im Englischen, welche keine Spur von Genus zeigen. Dagegen in der sekundären zurückbezüglichen Vertretung des Nomens durch das Pronomen ist der Genusunterschied in seiner dreitheiligen Integrität erhalten, grammatisch anwendbar freilich nur in der Unterscheidung zwischen Sächlichem und Lebendigem, bei welch letzterm der natürliche Sexus entscheidet, stilistisch und rhetorisch allerdings auch in der Unterscheidung zwischen Männlichem und Weiblichem nach rein grammatischer Kategorie. Nicht der einzelne Satz, wohl aber die ausgeführte entwickelte Rede bringt dem Engländer das sprachliche Genus zum Bewußtsein.

4. Einen beträchtlich andern Verlauf hat die den generischen Typus der Indogermanen zerbröckelnde Geschichte in der dänischen Sprache genommen. — Zuerst ist auch hier, wie bei Kelten Romanen Lithauern, die Dreiheit des Geschlechtes zur Zweiheit geworden, nur nicht wie dort durch Wegfall des Neutrums ein grammatisches Abbild des männlichen und weiblichen Sexus erzielt, sondern unter Verschwinden des Feminins ein genus commune gültig für die frühern Maskulina und Feminina zumal, hergestellt, und neben diesem das neutrale Geschlecht beibehalten: fälleds-kiön pflegt die dänische Grammatik das erste, intet- oder hverken-kiön das andere zu nennen. Unter beide theilen sich sämmtliche Nomina der Sprache. Unbestritten ist die Bezeichnung „Geschlecht" für die so gestaltete grammatische Kategorie unpassend genug und hat höchstens noch historische Berechtigung, indem sie nun nicht mehr der natürlichen Differenz männlicher und weiblicher Sexualität analog, auch im Neutrum nicht mehr das geschlechtlich Unentwickelte (§. 2. N. 1), sondern nur noch das unpersönlich Leblose oder Sachliche bedeuten kann. Der Unterschied zwischen dänischem fälleds- und hverkenkiön liegt nur noch im Gegensatze des Persönlichen zum Dinglichen, ist aber in so weit auch wahre grammatische Kategorie und daher der englischen Einrichtung überlegen.

Der Hauptgrund des Zusammenrinnens der beiden ersten Geschlechter in das genus comm. war, daß im Dänischen, nachdem durch Verwittern und Abfallen der Flexionsendungen männliche und weibliche Deklination einander schon ganz nahe gerückt waren, zuletzt auch noch das flexivische -s des männlichen Singul. des Substantivs auf den weiblichen ausgedehnt und damit die letzte Schranke zwischen beiden Geschlechtern niedergerissen ward: fisk hat Genit. fisks, wie sol gen. sols. Ursache des bleibenden Abstandes des Neutrums lag darin, daß das flexivische t des Neutrums beim Adjektiv und das entsprechende t oder et des suffigirten Artikels am Substantiv nicht nur für den Nominativ beibehalten, sondern auch auf die casus obliq. erstreckt, und dadurch der Unterschied des Neutr. scharf fixirt ward: vinden und fruen, aber bladet, Gen. vindens, fruens, bladets u. s. w.

Diese also durch geschichtliche Lautentwickelung gestaltete neue und eigenthümliche dänische Einrichtung des Genus hat dennoch auch auf dem Gebiete anderer und selbst fernstehen-

der Sprachen ihre Anologien und vorbereitenden Momente. Die beiden wichtigsten derselben wollen wir kurz erläutern. — Formell d. h. durch Motion oder Flexion gekennzeichnet war selbst in den primären Sanskritsprachen, so weit wir urtheilen können von Anfang an, der Unterschied zwischen männlichem und weiblichem Geschlechte nur bei einem Theile der Substantive und Adjektive, in einer andern beträchtlichen Klasse derselben sind diese beiden Genera von jeher gleichlautend gewesen, während das Neutrum beständig abstand[35]). Damit ist aber, wohlverstanden, die Dreitheilung des Genus noch keineswegs gefährdet, weil selbst für den Fall, wo beim Substantiv beide Geschlechter gleich lauten, das dazu construirte Adjektiv nach dem Gesetze der Congruenz die Differenz derselben aufweisen kann, und umgekehrt, so daß durch Mischung der Nomina mit und der Nomina ohne diese Unterscheidung der formelle Unterschied aller drei Geschlechter in der Rede genugsam sich darstellt, und im Ganzen nur in wenigen Sätzen (solchen wie lat. mons acclivis est) das bestimmte Genus nicht ersichtlich wird. Dagegen leuchtet aber auch ein, daß, sobald in allen Nominibus und in allen Casibus der Deklination beide Geschlechter zusammenrinnen, die Differenz zwischen männlichem und weiblichem Genus aufgehoben und die dänische Einrichtung gegeben ist. Ein solches genus commune in Absicht auf die Form zeigen nun auf unserm ganzen Sprachgebiete nach ursprünglicher Anlage zuvörderst sämmtliche Nomina, welche consonantisch dekliniren d. h. welche die Deklinationsendungen an den nackten, durch keinen Binde- oder Themavokal bekleideten Stamm anfügen. (Beispiele: lat. Subst. rex männl. neben lex weibl., Adjekt. audax amans für beide Geschlechter u. s. w. ganz leicht erkenntlich in allen primären Sprachen dieser Familie, doch im Gothischen schon fast verschollen.) Allerdings sind diese Nomina schon ursprünglich nicht sehr zahlreich und gehen auch im Laufe der Zeit fast überall gern und häufig in die Deklination mit solchem Binde-Vokal über, wo sie dann das unterscheidende Kennzeichen der beiden Geschlechter annehmen können[36]). Aber weiter noch, auch diese vokalische Deklination, welcher freilich ursprünglich schon die Mehrzahl sämmtlicher Nomina angehörte und im Verlaufe noch viele zugefallen sind, so daß sie nach unserm Sprachgefühl als normale Deklination aufgefaßt zu wer-

---

35) Die einzige bemerkenswerthe Ausnahme hiervon bildet im Latein. das sog. Adjektiv einer Endung, welches im Singular wenigstens alle Casus (unbeachtet die stets drei gleichen des Neutri) zusammenfallen läßt. Man könnte darin ein Präludium zu der in vorig. Nr. besprochenen englischen Einrichtung finden wollen. Indeß mit Unrecht. Das Neutrum Sing. dieser Adjekt. einer Endung, das wie Mask. und Femin. auf -s ausgeht: amans, audax (cs) ist so auffallend und abstehend von den übrigen verwandten Sprachen, daß ich es nicht nur für unorganisch, sondern geradezu für Mißgriff zu halten geneigt bin. Niemals ist sonst in den Sanskritsprachen s eine Flexionsendung des Neutrums gewesen (unser hd. s im Adjectiv „gutes" steht für z, lautverschoben aus t und weiter aus d); weder das Sanskrit noch das Griechische kennt eine solche Bildung, und auch im Latein selbst weiß ich kein neutrales Substantiv mit flexivischem s. Vgl. Pott a. a. O. 402.

36) Im griech. Adjektiv ist hier sogar fast immer eine besondere Femininform erzielt durch Uebertritt desselben in die die Dreitheilung repräsentirende A-Deklination mit vorgeschlagenem I, zu welcher Deklinationsform namentlich auch die deutschen Sprachen neigen. Man darf darin aber nur einen Abgang vom Originaltypus erkennen, nach welchem z. B. τύπτων im Feminin eben so lauten müßte; das wirkliche τύπτουσα erklärt sich lautgesetzlich aus τυπτοντια, eben so χαριεσσα (neben mask. χαριεὶς) aus χαριεντια; desgl. τετυφυῖα aus τετυφοτια, μελαινα aus μελανια u. dgl. m. Das Griech. strebt auch hier durch Uebergang in die A-(richtiger IA-Deklination) ein eigenes Feminin zu erreichen.

den pflegt, zeigt doch nur in der freilich umfassendsten A-Deklination (mit dem Themavokal a) den Unterschied der beiden Geschlechter, während in der allerdings wiederum minder zahlreich vertretenen und historisch in Verhältniß zu ihr in Abnahme begriffenen I- und U-Deklination für den formellen Ausdruck das genus commune gilt. Sanskrit, Latein und Gothisch wahren hier am Treuesten den Typus[37]). So gehören Lat. zur I-Deklination die Substantive auf is, e und die entsprechenden Adjective zweier Endungen: mensis, pellis, mare; Adj. dulcis, is, e, im Mask. und Femin. auch für alle Casus völlig gleichlautend. Gothisch entsprechen im Substantiv Wörter, wie balgs, ansts (Neutrum fehlt), und im Adjektiv sels, sels, sel; auch hier noch männlich und weiblich, abgesehen von einer geringen, wohl auf Analogie mit der A-Deklination entstandenen, Abweichung im Genit. und Dat. Singl. des Subst. (balgs, balgis, balga; ansts, anstais, anstai; die Adjektive treten allerdings für die casus obliq. in die IA-Deklinat. über) durchgängig gleichlautend. Zur U-Deklination fallen lat. die Substantiva auf us (quartae), us, u, wie sensus, manus, cornu; Adjektiva dieser Form hat die lateinische Sprache bekanntlich keine mehr[38]). Im Gothischen entsprechen Substant. sunus, handus, vaíhu; Adjekt. hardus, us, u. Auch hier finden wir überall, sofern nicht im Gothischen ein Uebertritt in die IA-Deklination vor sich geht, selbst in der Abwandlung für beide Geschlechter völlige Uebereinstimmung. — Hiermit ist erwiesen, daß nach der archetypischen Einrichtung der indogermanischen Sprachen weder die consonantische noch die vokalische Deklination mit den beiden polar entgegenstehenden Vokalen i und u die beiden Geschlechter unterscheidet, vielmehr ein genus commune ausprägt. Daß die Substantiva dieser Deklination darum doch in ihrer Construktion betrachtet entweder männlich oder weiblich sein können, versteht sich, obgleich auch in diesem Sinne manche, wie lat. hic und haec sacerdos, hic und haec civis wirklich generis comm. sind; für die Adjektiva entscheidet natürlich lediglich die Congruenz. — Sohin bleibt nur die A-Deklination (natürlich auch mit vorgeschlagenen, vielleicht ursprünglich derivativischem i, die IA-Deklination), freilich die umfassendste von allen, welcher auch, wie wir schon in einzelnen Proben andeuteten und wie die Geschichte in noch größerm Maße unzweideutig beweiset, auf dem ganzen Gebiete Nomina aller andern Deklinationsformen mit der Zeit beizutreten pflegen, so daß diese

[37]) Adjektive wie ἡδὺς sollten das Feminin dem Maskulin gleich bilden, wie es auch im Sanskrit häufig geschieht gurus, gurus, guru = schwer; das Feminin. ἡδεῖα entstand aus ἡδϝια. Auch im Latein. und mehr noch in den deutschen Sprachen, selbst schon im Gothischen gewahren wir denselben Drang zur IA-Deklination. Lat. is, ea (st. is) id; gothisch hardus in Casibus obliq. Dat. hardjamma, etwa statt hardumma u. s. w. Ja auch dem Sanskrit ist dieser Drang nicht ganz fremd: das hier so häufig beim Substantiv wie Adjektiv vorkommende Femininalzeichen auf -î nicht nur in der U-Deklination (svadhvî = ἡδϝῖα), sondern auch in der A- und selbst der konsonant. Deklination halte ich mit Pott (a. a. O. S. 441) für Zusammenziehung aus jâ, also für Uebergang in die IA-Deklination.

[38]) Sie scheinen gänzlich und schon im Nominativ in die I-Deklination übergetreten zu sein, indem das thematische u zum vorgeschlagnen Consonant v ward; so ist suavis aus suadvis (das ausgefallene d in suadeo erhalten) gleich dem indischen svadhus und dem griech. ἡδὺς, in welch letzterm der Spiritus asper das anlautende s mit dem Digamma vertritt.

letztern allmählig verkümmern und aussterben; diese A-Deklination, sagen wir, bleibt allein übrig, um den Unterschied zwischen Mask. und Femin. formell darzustellen. Bekanntlich gehören zu dieser Deklinationsform lat. die Substantiva auf us (secundae), auf a (primae) auf um: servus, mensa, tectum, und die analogen Adjektive dreier Endungen: us, a, um (im männl. Subst. und Adjekt. kann auch nach r das s ausfallen: puer, piger). Im Griech. vollständig entsprechend Subst. *λόγος, γέφυρα, τέκνον*, und die Adj. in *ος, η* (*α*), *ον*; gothisch ebenso die Subst. fisks, giba, vaúrd, Adj. auf s, a, ata, wie blinds, blinda, blindata (im Neutr. auch ohne Flexion blind)[39]). Ja selbst in dieser A-Deklination muß, wollen wir auch von den wenigen lateinisch-griechischen Substantiven (im Griech. sind sie schon zahlreicher, im Sanskrit vollständig unerhört) absehen, welche bei männlicher Flexion (us, *ος*) weiblich construirt werden (wie humus, *ὁδός*), für das Griechische nochmals eine beträchtliche Ausnahme darin anerkannt werden, daß manche Adjektive dieser Deklination nur eine zwiefache d. h. eine für die beiden ersten Geschlechter gemeinsame Flexion zeigen; es sind die Adjekt. zweier Endungen in *ος, ον*, wie *βάρβαρος* männlich und weiblich, *βάρβαρον* u. m. dgl. Indeß da weder Sanskrit, noch Latein, noch Gothisch hierin einstimmen, so können wir in dieser specifisch griech. Erscheinung nur eine Abweichung vom ursprüngl. Typus erkennen. — Offenbar ist es eine selbst für die Begriffsvorstellung des Genus überhaupt bedeutsame Erscheinung, daß die Sanskritsprachen in ursprünglich zahlreichen, gleichwohl in unaufhaltsamer Abnahme begriffenen Wörtern wohl den Gegensatz zwischen dem Neutrum und den beiden natürlichen Geschlechtern, nicht aber den Unterschied zwischen männlichem und weiblichem zu bezeichnen sich gedrungen fühlten (Exkurs 9*).

Exkurs 9. Nach den im Texte zum Zweck der Einsicht in die formelle Genusbezeichnung gegebenen allerdings flüchtigen Andeutungen über die verschiedenen Deklinationsarten auf indogermanischem Sprachgebiete dürfen wir als allgemeines Urschema der indogermanischen Deklination für den Casus rektus des Singul. etwa folgendes ansetzen:

1) Vokalische Deklination,

A-Deklination:	mask.	as	femin.	â	neutr.	a
Nebenform auf IA:	„	ias	„	iâ	„	ia
I-Deklination:	„	is	„	is	„	i
U-Deklination:	„	us	„	us	„	u

2) Consonantische Deklination, nach deren Analogie im Sanskrit und im Griechischen auch die wenigen Nomina mit langvokalisch oder diphthongisch auslautendem Thema abgewandelt werden,

mask. s femin. s neutr. —

Hierbei ist noch zu bemerken, daß das Neutrum in der substantivischen A-Deklination schon sehr früh, höchst wahrscheinlich vom Akkusativ her, ein m annahm, und somit zu am ward, in allen Formen der pronominalen Deklination aber ein d (t) und also zu ad, id,

[39]) Auf germanischem Gebiete schließt sich der (starken) A-Deklination in der Durchführung des dreifach unterschiedenen Geschlechtscharakters die sog. schwache Deklination der Substant. wie Adjekt. an, auf die wir jedoch an dieser Stelle, da sie eine germanische Eigenthümlichkeit ist, um so weniger eingehen können, als ihre gründliche Auseinandersetzung einen zu weiten Raum einnehmen würde.

ud sich gestaltete; natürlich sehen wir hier von allen lautgesetzlichen Aenderungen dieses Ur schemas in den einzelnen Sprachen vollständig ab. — Da wir nun geneigt sind, beim Femin der A-Deklination ein s nach dem â in uralter Zeit anzunehmen (also âs anzusetzen, worauf namentlich die 5te latein. Deklination: diês zu führen scheint), so würde sich als schließliches Resultat für die Genusbezeichnung im Indogermanischen ergeben: 1) Ursprünglich war hier ein flexivisches s Kennzeichen für Maskulin und Feminin zugleich gegenüber der Flexionslosigkeit des Neutrum. 2) Nur in der vokalischen A-Deklination ward weiterhin auch das Feminin vom Maskulin unterschieden, und zwar durch Dehnung des dieser Deklination charakteristischen a. Alle sonstigen Genusbezeichnungen auf diesem Sprachgebiete sind wir geneigt für nicht primitiv zu halten; und stimmen wir Pott bei, welche diese andern Motionsarten (Sanskrit femin. auf î, Uebertritt in die IA-Deklination, lateinisch-deutsche Bildung auf -ina, -in, und dgl.) für derivativisch oder doch auf der Grenze zwischen Derivation und Flexion stehend zu betrachten scheint (a. a. O.). — Indeß die Bezeichnung des grammatischen Genus in der Sprache zu erläutern, rechnen wir nicht zu unserer Aufgabe, geschweige, daß es uns einfallen konnte, hier in wenigen Zeilen einen so umfassenden Gegenstand gebührend abzuhandeln.

Wir sind weder gerüstet noch geneigt, diese Erscheinung allseitig genügend zu erläutern. Wir wollen jedoch unsere Vermuthung nicht vorenthalten, daß, wenngleich diese Nichtunterscheidung der beiden Geschlechter die Triplicität des grammatischen Genus, wie schon erinnert, nicht gefährden kann, dennoch der auf dem ganzen Gebiete dieser Sprachfamilie an den verschiedensten Punkten wahrnehmbare Drang, Nomina solcher Deklinationsformen in die A- (beziehungsweise IA-) Deklination mit ihrer auch flexivischen Triplicität hineinrücken zu lassen, wenigstens zum Theil mit durch das Bedürfniß veranlaßt wird, den Unterschied zwischen männlich und weiblich auch im flexivischen Ausdruck schärfer ausgeprägt zu haben; während wir in der sicher nicht ursprünglichen Gleichung beider Geschlechter in den griech. Adjektivis auf ος, ον eine solche Anähnlichung der A-Deklination an die I- und U-Deklination erkennen, welche entgegengesetzte Neigung und Richtung kund gibt. — Auf jeden Fall aber dürfen wir in dieser Einrichtung selbst der primären Sanskritsprachen ein Präludium finden zum dänischen fälledskiön, was nothwendig eintreten mußte, sobald in allen Fällen durch Verwitterung der Wortauslaute die Flexionsendungen beider Geschlechter zusammenrannen.

Das zweite Analogon zur dänischen Geschlechtseinrichtung, vielleicht noch interessanter, weil der historische Proceß hier einfach und klar vorliegt, übrigens nicht sowohl durch den Verfall der Flexionsendungen, als durch logische Gründe motivirt, betrifft das fragende Fürwort in seiner einfachsten Gestalt. Wie auf dem ganzen indogermanischen Sprachgebiete, natürlich so weit es die Deklinationsform desselben nach obiger Ausführung erlaubt, war auch im Deutschen ursprünglich die Dreiheit des Genus an demselben flexivisch ausgeprägt. Beweis: das gothische Fragwort hvas, hvo, hvata; allein im Hochdeutschen, wie in allen übrigen deutschen Dialekten, erlischt sofort die besondere Form fürs Feminin, und unser wer? gegenüber dem was? vertritt mit dem Maskulin auch das Feminin, ist also nur

persönlich im Gegensatz zum Sächlichen, ist genus commune im Sinne des dänischen fälledskiön. Mag sein, daß zu diesem Erlöschen der weiblichen Form im Interrogativ das lautliche Zusammentreffen mit dem ahd. nunmehr als Adverbium gebrauchten Instrumentalis wie? (ahd. hwiu, goth. hve) beigetragen hat, indem nach Analogie des Artikels: „der, die, das" das fragende Pronomen gegenwärtig: wer, wie, was? zu lauten hätte, obwohl dies durch Vergleich mit den andern deutschen Dialekten unwahrscheinlich genug wird, so zweifeln wir hier doch nicht, daß das logische Moment entschieden eingewirkt hat. Die Frage ist an sich naturgemäß unbestimmter, als die Aussage: wer fragt, will erst erfahren, oder spricht als ob er es wolle. In der Regel wird sich zwar der Fragende bei der Frage auf den Unterschied von Person und Sache schon orientirt haben; allein ob die Person als Mann oder Weib aufzufassen sei, wird noch nicht die Frage, sondern erst die Antwort entscheiden. Diese Anschauung ist wenigstens eine durchaus natürliche, psychologisch gerechtfertigte, und finden wir eine Bestätigung derselben sogar in dem hier fernliegenden hebr. Interrogativ מִי und מָה, welches diese seine beiden (wir behaupten keineswegs nach dem Genus regelrecht movirten) Formen bekanntlich auf die Person (genus commune) und die Sache (neutrum) vertheilt, genau unserm wer? und was? und dem dänischen fälleds- und hverkenkiön entsprechend. Selbst Sprachen, bei denen von einem grammatischen Genus nicht Rede ist, fühlen beim Interrogativ das Bedürfniß zwischen Person und Sache, wenn auch nicht flexivisch, so doch durch verschiedene Stammwörter zu unterscheiden. Zu diesen gehört auch die magyarische. Im Ungarischen fragt ki wer? nach der Person, mi was? nach der Sache. Ueber andre Sprachen vgl. Pott a. a. O. 402 u. 427[40]). Selbst in den klassischen Sprachen glaube ich eine Hinneigung zu dieser Auffassung der Frage aufgespürt zu haben. Zwar das Griechische hatte in seinem τίς, τί (I-Deklination mit zwei Geschlechtern) von vorn herein das der Frage entsprechende Schema und blieb dabei; das Latein dagegen hatte freilich bei ursprünglich gleicher Deklinationsform aus früher (S. 51) entwickelten Gründen in seinem Interrogativ wie in dem correlaten Demonstrativ durch Uebergang in die A-Deklination ein besonderes Feminin erzielt: quis, quae (qua), quid? wie is, ea, id. Während nun aber diese aus anderweitigen Gründen begreifliche neue Einrichtung beim Demonstrativ stets streng eingehalten ward, ließ es beim Interrogativ die altlateinische Sprache namentlich der Komiker gern bei der Maskulinform auch in Bezug auf das weibliche Geschlecht bewenden; es heißt nicht bloß im Allgemeinen: quis est iste? sondern auch geradezu quis (statt quae) est ista femina? wogegen is femina (statt ea) unmöglich wäre. Warum fehlt hier die parallele Durchführung der neuen Einrichtung bei den beiden Correlaten? Wir finden darin dieselbe logische Einwirkung, welche im Deutschen die weibliche Form des fragenden Pronomens hat wegfallen lassen. — Auf jeden Fall aber bietet das hebr. מִי und מָה

[40]) Auch der Wegfall des ursprünglich vorhandenen Plural beim Interrogativ im Deutschen erklärt sich aus der Natur der Frage in ähnlicher Weise; die Ausführung gehört nicht zu unsrer Aufgabe.

und das deutsche wer und was? die volle Parallele zum dänischen Schema des fälleds- und hverkenkiön.

Was endlich die Zurückbeziehung auf die nach den beiden dänischen Geschlechtern vertheilten Substantive durch das Pronomen der 3. Person anbetrifft, so versteht sich zunächst von selbst, daß der Genusunterschied an diesem in der neugestalteten Weise eingehalten wird. Die nordischen Sprachen verwenden als solches, da sie des eigentlichen, durch die Geschlechter und Numeri durchgeführten persönlichen Pronomens entbehren, das entsprechende, in den andern deutschen Sprachen zum Artikel abgeschwächte (die nordischen Sprachen halten wenigstens beim Substantiv durchaus an dem suffigirten, aus dem andern Demonstrativ der Ferne goth. jains, unser „jener" gebildeten Artikel) Demonstrativ, welcher dänisch den gen. comm. und det neutr. lautet; auf manden, wie auf fruen wird mit den, auf bladet aber mit det fortgefahren.

Indeß wie sich im Englischen bei dieser Vertretung des Nomens durch das Pronomen der sonst völlig erloschene Genusunterschied wiederherstellt, so kann auch im Dänischen die im Nomen eingebüßte Differenz zwischen Männlich und Weiblich sich hier wieder geltend machen. Die Nordländer besitzen nämlich ein eigenes Pronomen der 3. Person im Sing. für die beiden der Natur analogen Geschlechter flexivisch movirt; im Dänischen lautet es han m. hun w. (altnord. hann, hon). Soll nun bei Personen, und namentlich bei Menschen der Unterschied des Geschlechts hervorgehoben werden, so wird die Rede fortgesetzt, kann es wenigstens werden, bei manden mit han, bei fruen mit hun, und so dem natürlichen Geschlechte entsprechend in allen Fällen. Außerdem nimmt es sich die Volkssprache noch wohl heraus, in einzelnen Fällen auch bei leblosen Dingen, deren Ausdruck gen. comm. ist, auf das frühere grammatische Geschlecht Rücksicht zu nehmen, und also mit han oder hun je nach Umständen die Rede fortzusetzen; sonst aber müht der Däne seine Phantasie nicht ab, sachliche Gegenstände nach subjektiver und momentaner Auffassung in die Kategorie des Männlichen oder Weiblichen einzutragen. Für das genus neutrum gilt selbstverständlich überall und immer die Zurückbeziehung durch das neutrale det.

5. Die übrigen noch lebenden deutschen Sprachen haben sich die drei Geschlechter nach der ursprünglichen Einrichtung der indogermanischen Sprachfamilie im Ganzen und Wesentlichen erhalten. Gleichwohl kann es bei dem auch in ihnen erfolgten beträchtlichen Abschleifen der Flexionssilben nicht befremden, daß der flexivische Ausdruck des Unterschiedes der Geschlechter bei weitem nicht mehr so durchgreifend wie in den Primärsprachen ist, und daß wir auch in ihnen eine Hinneigung zu der einen oder andern Art der dargestellten Verkümmerung der grammatischen Geschlechtskategorien nicht verkennen können. So neigt die schwedische Sprache zur dänischen Einrichtung, indem in ihr die Differenz zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte nur noch höchst schwach und vereinzelt, gekennzeichnet wird; so wandelt die niederländische auf einem Wege, welcher consequent weiter verfolgt zur englischen Einrichtung führen müßte. Selbst die neuhochd. Sprache

wenngleich sie in dieser Hinsicht dem ursprünglichen Muster der Sanskritsprachen unter allen germanischen Sprachen am treuesten geblieben ist, läßt sich nicht freisprechen von dem Zuge auf die romanische Richtung hin. Die Unterscheidung zwischen Maskulin und Neutrum ist nur noch dürftig eingehalten. Gegenwärtig dekliniren im Grunde alle männlichen und sächlichen Substantive starker Form vollkommen gleich, indem zujüngst selbst die organischer Weise nur fürs Neutrum statthafte Pluralendung in er auf mehre Maskulina ausgedehnt ward; die Ausgleichung der andern eigentlichen Flexionen war längst vollzogen. Desgleichen besteht völliger Einklang in der schwachen Deklination, die gleichen Casus des Neutrum Sing. etwa ausgenommen. Ebenso und mit der gleichen Ausnahme coincidirt für beide Geschlechter die schwache Form des Adjektivs. Nicht anders der ganze Plural der starken Adjektivdeklination; und da im Sing. der Genitiv und Dativ dieser beiden Geschlechter hier von jeher gleich lauteten, so ist es hauptsächlich das neutrale s des Nominativs (eigentlich z oder sz), sowie des Akkusativs und Vokativs, welches die Scheidung zwischen männlichem und sächlichem Geschlechte grammatisch zum Bewußtsein bringt. Weit beträchtlicher ist dagegen der Abstand zwischen männlicher und weiblicher Deklination, wovon jeden Leser einige Reflexion leicht von selbst überzeugen wird.

Im Uebrigen ist die ganze Einrichtung des grammatischen Geschlechtsverhältnisses in der Muttersprache, mit der einzigen mehrgedachten Ausnahme, daß wir das prädikative Adjektiv, wie überhaupt nicht mehr flektiren, so auch nicht mehr moviren, die ursprüngliche.

Es ist immer einseitig und gewagt, von einer einzelnen Erscheinung aus den Werth eines Idioms in Vergleich zu andern auch nur in linguistischer Hinsicht bemessen zu wollen. Indeß ist das Geschlechtsverhältniß ein so wichtiges und in die gesammte Struktur der Grammatik so tief eingreifendes, daß es nicht allzu kühn sein möchte, von diesem besondern Gesichtspunkte aus Sprachen, welche sich anderweit nahe genug stehen, um sich confrontiren zu lassen, comparativ zu beurtheilen. Die drei Sprachen, welche in neuerer Zeit vorzugsweise Trägerinnen des Culturlebens sind, die deutsche im engern Sinne, die französische und die englische, verhalten sich nun aber so zu einander, daß die deutsche Zunge die in den beiden ersten §§. geschilderten Vorzüge der grammatischen Genuskategorie nach ihrer höchsten Entfaltung im indogermanischen Typus sich in allen Grundzügen erhalten hat, während die beiden andern mehr oder minder wesentliche Momente derselben in der einen oder andern Richtung eingebüßt haben. Mag nun auch die englische Sprache an Kürze und Gedrungenheit, mag die französische an Zierlichkeit und Gewandtheit die hochdeutsche Sprache in Einzelnem überbieten, kein Sachkenner wird darin ein patriotisches Vorurtheil finden, wenn wir nicht anstehen, unter diesen drei großen Cultursprachen der Gegenwart in grammatischer Hinsicht der Muttersprache die Palme zu überreichen.

Zusätze und Berichtigungen.

Zu S. 7 f.

Im 1. § unserer Abhandlung war außer dem Nachweise, daß die magyarische Sprache so wie die mit ihr typisch verwandten Sprachen kein wahrhaft grammatisches Genus besitzen, unser Hauptaugenmerk darauf gerichtet, den innern und wesentlichen Unterschied zwischen der formlosen Suffigirung dieser Sprachen und der formalen Flexion der höchst organisirten möglichst klar zu machen: wir erlauben uns in diesen Nachträgen auf jenen überaus schwierigen Gegenstand, über den sich immer noch selbst bei namhaften Sprachforschern sehr schwankende Angaben und Erklärungen finden, wiederholt zurückzukommen, da nach unserer Ueberzeugung die richtige Auffassung und Würdigung der verschiedenen Sprachklassen durch die Klarstellung dieses Unterschiedes vornehmlich bedingt ist. — Wir haben, um hierauf zunächst zurückzugreifen, die ungrische, vom Gesetz der Vokalharmonie beherrschte Suffigirung mehrmals mit der Zusammensetzung in den flektirenden, besonders den sanskritischen Sprachen verglichen. Man würde uns mißverstehen, wollte man diese Vergleichung als völlige Gleichstellung ansehen: die grammatischen Operationen so grundverschiedener Sprachen können wohl mit einander verglichen, niemals aber einander gleichgestellt werden; weshalb wir auch beinahe immer restriktive Wörtchen, wie „etwa", „wenn überhaupt" und dgl. beifügten. Zu einer solchen Vergleichung jedoch berechtigte einmal der Umstand, daß es, da die der Vokalharmonie unterstehende Suffigirung jener Sprachen den höchsten Punkt ihrer grammatischen Organisation bezeichnet, während die Zusammensetzung in den Sanskritsprachen unter allen Operationen ihrer Grammatik den geringsten Organisationswerth hat, gewiß von vorn herein sehr natürlich erscheinen muß, wenn die höchste Bildung des niedrigeren Sprachtypus mit der niedrigsten der höher gestellten Sprachklasse, als zunächst verwandt sich herausstellt; dann aber weil thatsächlich manche Analogien zwischen agglutinirender Anfügung der Suffixe und der indogermanischen Composition der Wörter für das sprachliche Gefühl oder die innere Sprachform nachweislich sind, auf welche wir noch zurückkommen werden. Hier wollen wir zunächst eine andere von uns gethane Behauptung sei es rektifiziren, sei es modifiziren. Wir haben nämlich S. 23 die ungrische Agglutination, welche auf die Zweckbeziehung des sprachlichen Ausdruckes gesehen sowohl der Derivation (Stammbildung) als der im engern Sinne sogen. Flexion der Sanskritsprachen antwortet, als das einzige grammatische Prinzip der Suffixsprachen bezeichnet. Nun stoßen wir aber in der ungrischen Grammatik außer derselben noch auf eine zweite Operation, welche weit eher als jene Suffigirung auf den Namen der Zusammensetzung Anspruch zu haben scheint und auch gewöhnlich so genannt wird (ungrisch összerakás). Eine doppelte Art solcher Zusammensetzung ist im Ungrischen zu unterscheiden. Zuerst werden Partikeln, Umstandswörter und Vorwörter, vor das Verb gesetzt: járni = gehen, bé-járni = eingehen; ülni =

sitzen, elol-ülni = vorsitzen; von denen dann auch mittels der üblichen Suffixe wieder Nomina gebildet werden können: bejárás = Eingang, elölülo = Vorsitzender. Da indessen das Ungrische diese Art der Composition nicht mit den andern Sprachen seiner Klasse theilt, dieselbe vielmehr von Außen (durch Slaven und Deutsche) veranlaßt bei sich eingebürgert zu haben scheint, so sehen wir hier von derselben ab[41]). Die andere Art derselben, welche allen Sprachen dieser Sippe angehört, verbindet wie in den Sanskritsprachen Nomina mit Nominibus in der Weise, daß nur das letzte Glied der Verbindung suffigirt, respektive flektirt wird. Der äußerlich handgreifliche Unterschied zwischen der ungrischen Suffigirung und dieser Composition besteht darin, daß während die Suffixe der Vokalharmonie unterliegen, das zweite und jedes fernere Glied des Compositums selbstständig und unveränderlich in seinen Vokalen von derselben unberührt bleibt. Die S. 11 f. besprochene ungrische Motion durch né oder nő bietet uns schon ein Beispiel, indem es wie szerzőné, so auch királyné, und nicht etwa -nó lautet. Desgleichen in allen andern Fällen: nap-kelet = Sonnenaufgang, nicht etwa nap-kalat, dagegen népdal = Volksgesang, nicht nép-del. So scheinbar nun aber auch diese Operation mit demjenigen Verfahren, was wir in unsern Sprachen Zusammensetzung nennen, verwandt ist, so ist sie doch, auf die innere Sprachform gesehen, hiervon himmelweit verschieden. Im Indogermanischen gewahren wir nämlich schon beim ersten Gliede des Compositums[42]) grammatischen Lebenstrieb, denn nicht die nackte Wurzel geht, auch an dieser Stelle, in die Composition ein, sondern erst der mit formalen Lautelementen bekleidete Wortstamm, das ausgestaltete nur noch unflektirte Wort in der aller Flexion zur Basis dienenden Grundform; während im Ungrischen, wo Wurzel, Stamm und Wort in einander fallen, dies todte Sprachgebilde ohne Weiteres Glied der Composition werden kann. In der ungr. Zusammensetzung szem-héj = Augendeckel ist szem Wurzel, Stamm und Wort zugleich, und daher genau genommen keines von allen dreien, könnte jedoch allen diesen Kategorien entsprechen, obwohl es nach dem Sprachgebrauche zufällig nur als Nomen (= Auge) in Anwendung ist. Vergleichen wir nun hiermit etwa das gothische áuga-daúro (Augenthür d. i. Fenster), so ist hier áuga zwar nicht das vollständig ausgestaltete Wort (denn dies heißt ja áugo), aber eben so wenig die Wurzel (diese ist vielmehr gothisch als ug, griechisch als οκ und ursprünglich indogermanisch als ak anzusetzen, mit der Bedeutung „blicken"), sondern der Nominalstamm in seiner Grundform, welche hier durch Steigerung (Gunirung) des Wurzelvokals u zu au und durch Anfügung des Themavokals a aus der Wurzel gebildet ist. So durchweg bei allen Compositis der indogermanischen Sprachen. Während demnach hier die Zusammensetzung durch stammbildende Elemente auch an dem voraufgehenden Gliede (oder den Gliedern) des Compositums vermittelt wird, deren Anwendung wahrhaft formalen Werth hat (in den meisten Fällen mittels des den Stamm schließenden sog. Themavokales, den J. Grimm anfänglich als besondern Compositionsvokal, mit Unrecht, auffaßte), vollzieht sich in der agglutinirenden Sprachen die sogen. Com-

---

[41]) Man könnte dies sprachliche Verfahren auch, wie in der ungrischen Grammatik geschieht, da die vorgesetzten Partikeln zum großen Theil mit den angehängten Suffixen identisch sind, im Gegensatz zur Suffigirung die Präfigirung (utóragás, elöragás) nennen; indeß abgesehen davon, daß diese Präfixe in den finiten Verbalformen nicht selten als selbstständig nachfolgende Wörter auftreten, kann natürlich vom Gesetze der Vokalharmonie, diesem charakteristischen Kennzeichen der Agglutination, hier nicht Rede sein. Dies der Sprache aufgedrängte Verfahren ist daher zur Composition zu zählen.

[42]) Selbstverständlich meinen wir die eigentliche Zusammensetzung, von der sogen. uneigentlichen, welche bereits flektirte Wörter nur der engen Zusammengehörigkeit wegen an einander schreibt, wie lat. legislator, deutsch „Königsgewalt" sehen wir gänzlich ab.

position durch einfache Aneinanderfügung von stoffhaltigen Lautcomplexen, welche zur Einheit des Wortes nur durch äußere Mittel, nämlich positiv durch zusammenfassende Aussprache d. i. durch den Wortakzent, negativ durch das lautliche Intervall der umgebenden Wörter oder die Wortpausa verbunden werden. Indem wir nun aber in dem bloßen Worttone und der Wortpausa, geschweige sie als wahrhaft gestaltende Momente der Sprache zu betrachten, nicht einmal eine grammatische Operation finden können, waren wir berechtigt, die von der mehr als mechanischen Vokalharmonie durchdrungene und geleitete Suffigirung als das höchste, ja einzige Organisationsprinzip der anfügenden Sprachen anzusehen, und von der sog. Composition Umgang zu nehmen. Dennoch wollen wir nicht widersprechen, wenn man neben der Suffigirung diese Composition als zweiten grammatischen Hebel der ungrischen und der verwandten Sprachen auffaßt, dann aber als einen solchen, welcher an Bedeutung gegen den ersten weit zurücksteht, und für den Typus dieser Sprachklasse nicht charakteristisch ist. Vielmehr sind wir der Ansicht, daß die ungrische Composition zunächst an die Nebensetzung von Stoffwörtern zum Ausdrucke des Formalen im Gedanken bei den eben hiervon benannten nebensetzenden (isolirenden) Sprachen angrenzt, über welche sie nur durch die dem Laute selbst fremden Mittel des Worttones und der Wortpausa hinausgeht, oder daß sich die ungrische Zusammensetzung etwa zur noch tiefer stehenden und eigentlich gar nicht organisirenden Nebensetzung verhalten würde, wie die indogermanische Composition sich zur ungrischen Anfügung (Suffigirung) verhält. Da wir nun S. 12 einen Fortschritt von der Anfügung zur Flexion (zu welcher wir in diesem Falle auch die Stammbildung in der indogermanischen Composition, oder die Derivation rechnen) nicht für unmöglich erachtet haben, so wäre ganz entsprechend zu fragen, ob auch ein Fortgang von der Nebensetzung der isolirenden zu der Zusammensetzung der anfügenden Sprachen statthaft und annehmbar sei. Wir sind nicht im Stande diese Frage direkt zu beantworten, glauben jedoch mittelbar einen Wahrscheinlichkeitsgrund für solche historische Möglichkeit dadurch beibringen zu können, daß wir je innerhalb der beiden Sprachgebiete der Sanskrit- und Suffixsprachen einen geschichtlich eingetretenen Fortgang von der niedern zur höhern Stufe sei es des flexivischen, sei es des agglutinativen Verfahrens aufweisen. Wiewohl nämlich im Indogermanischen die Derivation eine entschieden höhere Stufe der Organisation bezeichnet, als die Composition, so ist doch ganz evident und anerkannt, daß z. B. im Nhdeutschen mehre ursprüngliche Composita, wie „Christenthum“, „freundlich“, „Reinheit“ gegenwärtig für unser sprachliches Gefühl nur noch als Ableitungen gelten, indem die das zweite Glied jener Wörter bildenden Substantive, goth. doms, leiks, haidus, durch Entleerung des konkreten Gehaltes ihrer Bedeutung in abstrakter Verflüchtigung zu wortbildenden Suffixen [43]) herabgesetzt oder vielmehr, ihren Werth für den formalen Gedankenausdruck in Betracht gezogen, erhoben worden sind. Kann somit im Umfange der flektirenden Sprachen die Composition zur Derivation, und kann ferner, wie wir im Texte anderswo (S. 53 f.) wahrscheinlich ge-

[43]) Suffixen? Es ist nämlich bei manchen Sprachforschern hergebracht, auch die wort- oder richtiger stammbildenden Lautelemente im Indogermanischen „Suffixe“ zu nennen. Freilich auf den Namen kommt es nicht an; und ist auch die Bezeichnung, etymologisch genommen, nicht unpassend. Dennoch wäre es sehr zu wünschen, für Erscheinungen der verschiedenen Sprachgebiete, welche zwar oberflächlich angesehen analog sind, aber von dem Gesichtspunkt, welchen wir hier einnehmen, aus betrachtet, sehr weit von einander abstehen, auch verschiedene Namen zu haben. Wir haben uns bis dahin für das Indogermanische der Bezeichnung „Suffixe“ geflissentlich enthalten, und mußten es, da wir Suffix-Sprachen und agglutinirende synonym gebrauchten. Ueberhaupt kommt man mit der durchweg von den klassischen Sprachen entnommenen grammatischen Terminologie in der Sprachwissenschaft häufig genug in Verlegenheit.

funden haben, die Derivation zur eigentlichen Flexion sich steigern, so ist offenbar die Frage angezeigt: ist auf dem Gebiete der agglutinirenden Sprachen etwa auch ein entsprechender Uebergang von der Zusammensetzung zur Anfügung gedenkbar und wirklich? Diese Frage glauben wir nun für das Ungrische, und dann allgemein, bejahen zu sollen. Selbstverständlich gibt allein die Vokalharmonie, nämlich ob sie eingehalten (Suffigirung) oder nicht beachtet (Composition) wird, den entscheidenden Ausschlag. Nun haben wir zwar S. 8. schon darauf hingewiesen, wie sich Spuren zeigen, daß im Ungrischen angefügte Lautelemente, welche gegenwärtig durchaus den gesetzmäßigen Vokalwechsel zeigen, sich in einer früheren Periode der Sprache demselben entzogen zu haben scheinen. Da indeß die angeführten Belege zweifelhaft waren, so freuet es uns, jetzt einen völlig sichern Fall beibringen zu können, daß aus einem früher völlig selbstständigen, auch in der Verbindung mit andern dem Vokalwechsel entzogenem Worte, ein solches seinen Vokal nach Umständen wechselndes Anhängsel (ungrisch: aus dem szó oder főnév ein utórag) geworden ist. Noch zur Zeit lebt in der ungrischen Sprache ein vielgebrauchtes selbstständiges Substantiv in der Bedeutung von „Reihe, Ordnung, Mittel“: szer (genauer wohl, wie sich gleich ergeben wird, ször zu schreiben, da seine Alternative nicht szar, sondern szor ist, indeß e und ö sind namentlich vor r lautlich kaum zu unterscheiden). Geht nun dies Wort in die Composition als letztes Glied ein, so ist sein Vokal natürlich unveränderlich: wie es rend-szer = Ordnungsreihe d. i. System heißt, so auch orvos-szer = Arzneimittel (nicht -szor). Dies Wörtchen wird nun auch, an bestimmte und unbestimmte Grund- oder Ordnungszahlen gehängt, im Sinne des deutschen . . . m a l gebraucht, und der Uebergang der Bedeutung macht gewiß keine Schwierigkeit, da ja auch das deutsche „Mal“ ursprünglich substantielle Bedeutung hatte. So verwendet unterliegt es aber in der jetzigen magyarischen Schriftsprache durchaus dem oft gedachten Vokalwechsel, so daß es zwar négyszer, elsőszer (viermal, zum ersten Male), aber háromszor, utószor (dreimal, zum letzten Male) heißt. Nun wird aber in jener altungrischen Bibelübersetzung, welche man der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts zuschreibt, in der die in noch älteren Sprachdenkmälern vorkommenden Schwankungen in der Vokalharmonie (welche vielleicht nur orthographische Ungenauigkeiten sind) durchaus aufgehört haben, dies szer auch im letztgedachten Sinne stets ohne Vokalwechsel selbst bei Zahlen mit harten Vokalen gebraucht, z. B. három-szer, hány-szer (wie oft?). Noch mehr, es wird versichert, daß selbst noch im 17ten Jahrhunderte in der allgemeinen Schriftsprache diese vokalische Stetigkeit unseres Wörtchens anhielt, ja im Volksmunde einiger Gegenden Ungarns noch jetzt fortbesteht. Sohin liegt hier ein historisch vollkommen dokumentirter Uebergang von der Composition zur Anfügung vor; und wenn es auch im Ungrischen der einzige gehörig verbürgte Fall sein sollte, so erachten wir, daß in solchen Dingen schon e i n gehörig bezeugtes Beispiel hoch bedeutsam ist, und finden darin einen Fingerzeig, daß und wie auf dem Gebiete der agglutinirenden Sprachen die Zusammensetzung zur Suffigirung werden konnte. Was die weitern Folgerungen aus diesem Phänomen betrifft, auf die wir eben hinwiesen, so lassen wir es an dieser Stelle mit der Andeutung bewenden, indem wir den Sprachforschern den Gegenstand zur dringenden Beachtung empfehlen.

Zu S. 9.

Im Griechischen ist φρατήρ doch nicht ganz unerhört: obgleich nicht im lebendigen Sprachgebrauche vorhanden, wird das Wort uns doch von Grammatikern und Lexikographen überliefert im Sinne des Mitgliedes einer φρατρία (üblicher noch ist dafür φράτωρ), welche ursprünglich eine auf gemeinsamer Abstammung beruhende, später aber eine ganz entschieden politische Abtheilung des Volkes bezeichnete. In Attika umfaßte die φυλή drei Phratrien, und jede Phratrie dreißig γένη. Wenn in Griechenland verhältniß-

mäßig schon so frühzeitig die „Brüderschaft“ in dem Grade ausschließlich auf politische Verhältnisse bezogen ward, daß für den Verwandtschaftsbegriff ein neugebildetes Wort eintreten mußte, so scheint mir das für die politische Neigung der Griechen sehr bedeutsam zu sein. Der Wegfall des correlaten „Schwester“ befremdet dann weniger, da ein für diesen Begriff zu movirendes ἀδελφή auf der Hand lag. Doch ist der Abgang dieser beiden Verwandtschaftswörter erst nach der Trennung der Griechen von dem gräko-italischen Stamme erfolgt, da die Lateiner beide sich erhalten haben, ist also eine charakteristisch hellenische Erscheinung. — Für den gewiß gleich scharf ausgeprägten politischen Sinn der Römer zeugt gleichwohl ihre Sprache eben so unzweideutig. In der Art und Weise, wie die Völker mit dem geistigen Erbgut ihrer Sprache umgehen, d. h. wie sie den von ihren Urahnen überkommenen Wurzel- und Wortvorrath seiner Bedeutung nach eigenthümlich verwenden, beziehen, übertragen u. s. w., muß sich Natur und Art eines Volkes auch im Vergleich zu sprachverwandten Völkern ganz besonders ausprägen. Es wird daher wohl nicht deplacirt erscheinen, wenn wir auch eine sprachliche Probe für die politische Tendenz des andern klassischen Volkes des Alterthums und zwar im Verhältniß zu unsern eigenen Vorfahren hersetzen. Im Sanskrit existirt die Wurzel ç̂î (mit Guna in allen Personen; ursprünglich kî), welche griech. κει in κεῖμαι, κεῖσθαι lautet, in der Bedeutung also von „liegen, ruhen, wohnen,“ wie es scheint mit dem Nebenbegriff des „zusammen“ von Mehren. Darauf ist das latein. civis gebildet, was nach den Lautgesetzen genau dem goth. heiva (oder Nominativ auch heivs), selbst in der Stammbildung entspricht (nur nicht in der Deklination, welche goth. die A-, lat. die I-Deklination ist; entsprechend das Verhältniß von fisks zu piscis). Goth. bedeutet aber heiva oder heivs, nur erhalten in der Zusammensetzung heivafrauja = Hausherr, entweder das Haus oder die Familie. Hiermit identisch ist ahd hîv oder hiu, alts. hîv u. s. w., im Nhdeutschen heu oder hei in „Heurath“ (Heirath), ndl. huvelyk u. v. dgl. alles in Bezug auf Familie, Ehe, Hauswesen. Im Latein stammt von civis weiter civitas, vielleicht ist curia und selbst Quirites hiermit verwandt: alles politische Ausdrücke. Der Germane „wohnte“ also nach dem Etymon im Hause und der Familie, der Römer in der Stadt und Bürgerschaft!

Zu S. 15 ff.

Es gibt immer noch Sprachforscher, welche bemüht sind, den Unterschied zwischen der Flexion der (semitischen und) indogermanischen Sprachen und dem Suffixverfahren der anfügenden thunlichst zu verwischen, und so unter Anderm die Deklination der finnisch-magyarischen Sprachen mit der der Sanskritsprachen auf völlig gleichen Fuß zu stellen (vgl. Boller, Sitzungsberichte der Wiener Akad., März 1853 S. 954), ja jene Sprachen geradezu den flektirenden beizählen (Kellgren, Grundzüge der finnischen Sprache). Und in der That, seitdem es unter den stimmberechtigten Forschern ziemlich allgemein anerkannt wird, daß auch die Genus-, Numerus- und Casuszeichen der Sanskritsprachen ursprünglich selbstständige Wörter waren, Präpositionen, Pronominal- oder Partikelstämme mit realer und vielleicht anfangs sogar konkret substantieller Bedeutung, welche den Nominalthematen zum Behufe der Abwandlung im Laufe der Zeit angefügt wurden, läßt sich ein durchgreifender Abstand zwischen Flexion und Agglutination im äußern Verfahren kaum auffassen und festhalten. Denn wenngleich in der Flexion ein weit engeres, die scharfe Scheidung der angefügten Lautelemente oft kaum zulassendes Verwachsen beider Worttheile, gegenüber der leicht und wie von selbst sich ablösenden Verknüpfung der Zusätze in der Agglutination ganz unverkennbar auf den ersten Blick ins Auge fällt, so ist doch auch unseres Erachtens der Abstand zwischen einem Mehr und Minder wenig geeignet, ein charakteristisches Unterscheidungsmerkmal abzugeben, bei welchem der denkende Geist sich gern beruhigt.

In beiden Sprachklassen, das ergibt eine exakte, mit unwiderstehlicher Evidenz als richtig sich aufdrängende Forschung, waren die Lautcomplexe, welche die Beziehungen der Nominalbegriffe auszudrücken haben, ursprünglich Wörter mit stofflicher Bedeutung, in beiden sind sie in einem allmählig fortschreitenden Processe den Nominibus am Ende beigefügt, und mit denselben mehr oder minder (mehr in der finnischen, als der magyarischen Sprache, obgleich auch dort längst nicht in dem Grade wie in den Sanskritsprachen) organisch verwachsen: worin liegt also, fragt man billig, jener, wie wir behaupten, capitale Unterschied zwischen Flexion und Agglutination? Im äußern Verfahren nicht, das glauben wir den Gegnern einräumen zu müssen, wohl aber in der innern Auffassung des Sprachgeistes. Trotz der äußern Gleichheit ist doch in beiden Abwandlungssystemen (um auch die finnisch-magyarische sog. Deklination dieser Bezeichnung zu würdigen, denn auf den Namen, wiederholen wir auch hier, kommt es an sich nicht an) die innere Sprachform, um mit Steinthal zu reden, eine durchaus verschiedene. In den Sanskritsprachen nämlich sind jene Flexionselemente, zugegeben daß sie ursprüngliche reale Bedeutung hatten, derselben vollständig entledigt, ihr Stoffgehalt hat sich dem innern Sprachgefühl gegenüber durchaus verflüchtigt und sind sie selbst zu rein formalen Beziehungszeichen herabgesetzt, während es in den anfügenden Sprachen dem Sprachgeiste nicht gelang, des Stoffes völlig Meister zu werden und ihn bis zu idealen Form dergestalt zu vergeistigen, daß nicht immer noch in den Beziehungszeichen seine träge Masse den ungefügen Niederschlag realer Bedeutung empfinden läßt. Jene Herabsetzung des Stofflichen zum Formellen in den höchst organisirten Sprachen halten wir aber für einen Fortschritt von unermeßlicher Bedeutung. Aber der Beweis dafür? So leicht und unverkennbar beim wirklichen Studium einer Suffixsprache dieser Abstand zwischen beiden Systemen unserm Gefühle sich aufdrängt, so schwierig ist es, die Gründe und Merkmale desselben sich selbst zur klaren Vorstellung zu bringen und Andern, besonders Uneingeweihten, faßbar und greiflich zu machen. Zu den bereits in der Abhdl. selbst erörterten Kennzeichen der Unterscheidung können wir indeß noch einige, uns scheint recht handgreifliche, hinzufügen, welche uns bei weiterm Nachdenken aufgestoßen sind. — Wenn also, wie gesagt, die Casus- und sonstigen Suffixe (die formativen und derivativen hat man sie genannt) immer noch stofflichen Bedeutungsinhalt mit sich führen, so ist damit der Grund gegeben, weshalb die ungrische Suffigirung unserm Sprachgefühle als Zusammenschweißung zweier oder mehrer selbstständiger Wörter, deren jedes seine reale Bedeutung hat, vorkommen muß, wie wir oben sagten. Diese Analogie der ungrischen Suffigirung zu unserer Composition läßt sich nun auch im Einzelnen vielfach klar machen. Nehmen wir zunächst die ungrischen Casussuffixe, so ist es bei mehren auf einanderfolgenden in gleichem Casus stehenden Substantiven gestattet, dies Casuszeichen bei den voraufgehenden wegzulassen und nur dem letzten anzuhängen, z. B. isten- és ember-nek = deo et homini. Das wäre, wie wenn griech. ὄνομα(τ)- καὶ ῥήματα statt ὀνόματα καὶ ῥ., oder latein. puer- et famulo statt puero et f. gesagt werden dürfte! Und doch ist bei Zusammensetzungen eine solche umfassende Behandlung des letzten Gliedes auch in unsern Sprachen gestattet: „Gottes- und Menschenliebe", (besser, denn dies wäre nur uneigentliche Composition) „Haus- und Hofraum." Sohin wird das ungrische Casussuffix nek (nak) nur in Weise unserer Zusammensetzung empfunden[44]. — Dasselbe gilt von den sog. derivativen Suffixen, welche überhaupt ungrisch mit den

[44]) Dem entgegen könnte man sich auf das griech. Adjektiv καλοκἄγαθος, so wie auf die Bildung gewisser Ordinalzahlen in den indogerm. Sprachen überhaupt, griech. τεσσαρακαιδέκατος (neben τέταρτος καὶ δέκατος), lat. unetvicesimus (neben primus et vicesimus), deutsch „einundzwanzigste" u. s. f. berufen wollen, indem man καλοκἄγαθος etwa als ein zusammengeschriebenes καλὸ- καὶ ἀγαθό-ς auffassen wollte, und entsprechend bei den Ordnungszahlen. Allein wie wollte man dann den Genitiv καλοκἀγάθου und das abstrakte Subst. καλοκἀγαθία

Casussuffixen in morphologischer Hinsicht auf durchaus gleichem Niveau stehen: auch sie gelten in der Satzverbindung wie unsere Zusammensetzungen. Ungrisch wäre etwa folgender Satz möglich: „N. verzehrte jährlich 600 Thlr.; seine monatlichen (hónap-i, i ist adjektives Ableitungssuffix, welches in der Bedeutung ungefähr dem jetzigen „lich" entspricht) Ausgaben beliefen sich auf 50 Thlr., obwohl er in dem einen (egyben) mehr als in dem andern (másban) verzehrte." Im Deutschen müßte zu einem und andern nothwendig „Monat" hinzugefügt werden, während ungrisch hónap aus dem mit dem Suffix i gebildeten Adjektiv hónapi ergänzt werden kann. Sobald ich aber statt „monatlichen" die „Monatsausgaben" setze, wird auch der deutsche Ausdruck richtig. — Ferner, wenn zufällig im Ungrischen Suffixbildung und Composition in äußerm Lautklange zusammentreffen würden, gilt die Regel, daß zur Verhütung von Mißverständniß die Suffixbildung zu unterbleiben hat. Wiederum also, das Sprachgefühl unterscheidet zwischen beiden nicht. Ein Beispiel. Im Magyarischen ist ász (oder alternativ nach der Vokalharmonie ész) ein beliebtes Suffix, welches das nomen agentis oder vielmehr denjenigen bezeichnet, welcher sich mit einer Sache befaßt. Nun darf aber dies Suffix nicht gebraucht werden, wenn es, an ein Substantiv gehängt, möglicher Weise mit dem Substantiv ész (Sinn, mens) des Gleichklanges wegen vertauscht werden könnte: von csillág = Stern bildet sich unbedenklich csillág-ász = der Sternkundige oder Astronom, aber von isten = Gott darf nicht im Sinne von „Gottesgelehrter oder Theolog" isten-ész gemacht werden, weil dies ja compositivisch als mens dei oder m. divina gefaßt werden könnte. Das wäre beinahe so, als wenn im Latein zwar ornamentum, munimentum u. s. w., nicht aber atramentum, wenigstens nicht im Plural atramenta gesagt werden dürfte, da dies auch atra menta (schwarze Kinne) bedeuten könnte; oder besser noch, als ob im Deutschen wohl „Völlerei" und „Dieberei" gesagt werden dürfe, weil hier -ei sich bestimmt als Stammbildung charakterisirt („Völler" und „Dieber" sind keine wirklichen Wörter), nicht aber „Balgerei", weil dies als ovum rixantis genommen werden könnte. Im Ungrischen aber werden Ableitung und Zusammensetzung gleich empfunden. — Insbesondere zeigt der Magyar auch in der Art, wie er fertige Wörter aus flektirenden Sprachen in die seinige aufnimmt und behandelt, daß er in seinem sprachlichen Bewußtsein gar kein Gefühl für die fremde Flexion besitzt, und bekundet damit instinktartig den Abstand seiner Deklination von der flexivischen. Nehmen wir zum Vergleich das Verfahren, welches unsere deutsche Sprache in gleicher Lage einhält. Gesetzt, es gälte die latein. Nomina agens oder protestans zu entlehnen. Für gewöhnlich thun wir es in der Weise, daß wir ihre Grundformen

---

erklären, da ja die Auflösung in καλὸ- καὶ ἀγαϑ-οῦ und καλὸ- καὶ ἀγαϑ-ία sichtlich unstatthaft wäre? Alle diese Bildungen sind trotz der beibehaltenen Kopula nichts Anderes als verwachsene, wenn man will, unorganische Zusammensetzungen, veranlaßt durch die begriffliche Zusammenhörigkeit von καλὸς und ἀγαϑός in jenem Adjektiv, und die schon in den entsprechenden Grundzahlen verknöcherte Begriffseinheit dieser Ordnungszahlen; weshalb es auch unserm Sprachgefühle sogar nicht widerstreiten würde, der „Hundert-und-einte" st. „Hundertunderste" zu sagen. Höchstens könnte man beim Nominativ καλοκἄγαϑος die Auslassung eines ς am Ende von καλό rechtfertigen, nur dürfte man es dann nicht aus ἄγαϑὸ-ς suppliren wollen, sondern müßte annehmen, daß es wegen der engen Verbindung in der Aussprache per elisionem abgefallen sei, wie bekanntlich in der ältern, vorklassischen Poesie der Lateiner das nominative s von us und is unterdrückt werden konnte: torvu' draco, magnu' leo bei Cicero. Wir hätten dann aber lediglich eine prosodische und keine grammatische Erscheinung vor uns. Für solche Auffassung dieses Nominativs könnte der Umstand geltend gemacht werden, daß die bessern Schriftsteller diesen wirklich nur καλὸς καὶ ἀγαϑὸς schreiben. Auf jeden Fall ist griech. ein καλὸ- καὶ ἀγαϑὸ-ς eben so unmöglich, wie ein τέσσαρα- καὶ δέκα-τος, was ja auch vielmehr nach Maßgabe des ungrischen Suffixverfahrens τέταρ- καὶ δέκα-τος lauten müßte.

oder Themata ohne Flexion (am erkennbarsten in den casibus obl.: agent-is, protestant-is u. s. w.) als Nominativ (dem ja zur Zeit beim Substantiv im Deutschen jedes Flexionszeichen entgeht) ansetzen: der „Agent", der „Protestant" und diese Wörter dann ganz in deutscher Weise per casus et numeros abwandeln: des Protestanten, die Protestanten u. s. f. Der Ungar fühlt und weiß von einer latein. Grundform dieser Wörter, welche sich ja erst aus der Ablösung des Flexionselementes in der Deklination klar ergibt, bei Herübernahme in seine Sprache nichts; er nimmt daher den zunächstliegenden casus rectus, der doch im Latein bereits ein flexivisches s trägt (agens statt agents), nude crude für seinen Subjektscasus, der im Ungrischen durchaus unbezeichnet bleibt, herüber und sagt also: az agens, á protestans. Fällt uns dies vielleicht weniger auf, weil wir allenfalls auch in unserer Sprache, wenn wir die Nomina nicht förmlich verdeutschen wollen, der „Agens", der „Protestans" sagen können, so beachte man weiter, daß der Magyar nun doch den lat. bereits flektirten Nominativ protestans in dieser Gestalt abwandelt (mit Suffixen versieht): á protestans-nak = des oder dem Protestanten, á protestans-ok = die Protestanten (nicht protestant-nak, protestant-ok), während wir doch ein beibehaltenes „der Protestans" im Singular undeklinirt lassen, beim Plural aber nothwendig zur lat. Deklination „die Protestantes" greifen müßten. Das flexivische lateinische protestans ist also im Ungrischen á protestans schon magyarisirt, indem die Flexion nicht empfunden wird, während es in der Verdeutschung „der Protestant" heißt. Dem ungrischen Verfahren entsprechend würden wir deutsch nicht bloß „der Protestans," sondern auch „des Protestansen" (graphisch eigentlich: Protestans-en), „die Protestansen" sagen müssen. In der That ein so einfaches Beispiel, wie magyar. a' protestans-ok verglichen mit „die Protestanten," unserm deutschen Flexionsgefühl so seltsam und befremdend, ist schon geeignet, den Unterschied zwischen Flexion und Agglutination jedem Nachdenkenden, so zu sagen, handgreiflich zu machen.

Zu S. 20.

Wir haben die weitgreifende Einwirkung des Gesetzes der syntaktischen Congruenz in den Satzbau an jener Stelle der Einsicht und dem Nachdenken des Lesers überlassen zu sollen geglaubt; derselbe wird es uns aber sicher Dank wissen, wenn wir aus der uns erst nachträglich bekannt gewordenen, mit erstaunenswerther Gelehrsamkeit geschriebenen Abhandlung des berühmten Etymologen A. F. Pott (Ersch und Gruber, Encyclopädie Th. 62 S. 393 ff.) über grammatisches Geschlecht (neben welcher sich jedoch, denken wir, auch unsere Abhandlung noch immer wird lesen lassen) einige einschlägige Bemerkungen hersetzen. „Es handelt sich nämlich, heißt es dort S. 398, bei der Congruenz zwischen den Repräsentanten der Accidenz (Attributiv, also Adjektiv, Participium, Numerale, adjektives Pronomen, Artikel) und Substanz (Substantiv) zwar nicht eigentlich um ein wohllautliches, also rhythmisches Interesse, wie der Reim es vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich zum Zwecke hat. Aber unter Benutzung dieses bequemen Mittels erzielt mit solcher Gleichartigkeit unter den Bildungszusätzen die Sprache, bildlich so zu sprechen, auch einen — Gedankenreim, Darstellung ihrer Einheit in und trotz der Verschiedenheit des einander in anderm Betracht polarisch entgegen gesetzten Wesens beider. Mit andern Worten: Dieser Parallelismus in grammatischen Anhängen . . . . vollzieht den wichtigen Akt, die innere Beziehung zwischen Accidenz und Substanz, d. h. das Drinsein, die Inhärenz, vom erstern im zweiten, gleichsam wie durch ein Spiegelbild auch für die sinnliche Anschauung zurückzuwerfen und wiederzugeben. Deshalb, wie viele Sprachen auch das Adjektiv und die sonstigen Attributive unumgewandelt belassen: mit Unterlassung gedachter grammatischer Anbequemung an ihre entsprechenden Substantive, entgeht ihnen ein ganz unvergleichlich wichtiger Vor-

theil, welcher Niemand verborgen bleiben kann, wer z. B. die den klassischen Sprachen, eben vorzüglich durch den glücklichen Umstand, daß in ihnen dem Attributivum eine so mannigfache flexivische Anschmiegsamkeit beiwohnt, ermöglichte Freiheit und Vielbeweglichkeit der Wortstellung in Erwägung zieht, und etwa mit den neueren Sprachen Europas in Vergleich stellt, welche aus dem entgegengesetzten Grunde (weil die Flexionsendungen in ihnen matter geworden, zum Theil erloschen sind) rücksichtlich der Topik um Vieles unfreier und gebundener werden mußten. Man denke sich einmal grammatisch zu einander gehörige Satzglieder in Sprachen, welche das Attribut wenig oder gar nicht flexivisch abändern, so weit, wie die klassischen aus stilistischen Gründen, sei es um des Wohllautes, um des rhetorischen Nachdruckes oder worum sonst willen, es sich bekanntlich sehr ungenirt gestatten, in dem Satze verstreut und — natürlich nicht maßlos, aber doch oft durch nicht unansehnliche Einschiebsel — von einander getrennt, — und wie sollte man wohl aus solch einem Haufen so wenig durch charakteristische Abzeichen unterschiedener und einfarbiger, und doch bunt durch einander geworfener Wortgestalten, die sich wie Attribut und Substantiv deckenden herausfinden, und als zubehörig zu einander erkennen können, — es sei denn an der Hand einer mehr oder weniger vorgeschriebenen, zuweilen sklavischen Wortfolge, die ungestraft zu vernachlässigen nur hie und da auf Umwegen gelänge? Dasselbe freilich gilt von Sprachen mit gänzlicher Flexionslosigkeit, wie die einsylbigen, oder mit beschränkter Flexion überhaupt — (a. a. O. S. 399). Nicht nur der gerade, aufrechte Gang von Subjekt und Prädikat wird dadurch (durch die Congruenz) freier und sicherer, auch die Zubehörigkeit des Attributivs zum Substantiv in der schrägen Lage indirekter Casus, wie z. B. pulchram puellam wird dadurch auf den ersten Blick greifbar und anschaulich — (a. a. O. S. 429). Das Attribut participirt aber vermöge geschlechtlicher und sonstiger Congruenz gewissermaßen an den generellen Bestimmungen seines Substantivs, dem es ja eben durch eine gewisse Lautharmonie als innigst verbunden, ja sich mit ihm in mehren der formalen Punkte deckend versinnlicht wird. Versteht sich, daß solcher qualitativer Abglanz von der Substanz, wie er im Attribute widerscheint, sich immer nur im Allgemeinsten halten kann, nicht zu tief zur konkreten Besonderung hinabsteigen darf, wie z. B. der Fall wäre, wollte ich z. B. statt orationem pulchram mittels einer etwaigen Form pulchrionem das Adjektiv auch an der weiteren Natur von oratio als eines Abstraktivums Theil nehmen lassen."

Zu S. 28 Anmerkung, die Klammer „(mitunter aber doch, u. s. w.)".

Das hier Gesagte scheint uns in der Weise, wie es ausgesprochen vorliegt, kaum haltbar. Zwar nicht darin glauben wir es versehen zu haben, daß wir bei den ziemlich häufigen griech. Verben auf -πτω das τ aus einem ursprünglichen ι (oder j) erklärten; denn trotz der von G. Curtius (a. a. O. II. S. 244) dagegen beigebrachten Bedenken, scheint uns, muß hier die Analogie durchschlagen und das πτ dieser Verbalstämme aus einem frühern πι (auch βι und φι) erklärt werden, wie bei πράσσω φρίσσω πτύσσω das σσ aus γι κι χι (älter γj κj χj), wie bei ἀγγέλλω das λλ aus λι (λj), wie σπείρω aus σπερίω (σπερjω), φαίνω aus φανίω (φανjω), so daß bei allen diesen, zusammen so zahlreichen Arten griech. Verba, von denen wir Repräsentanten genannt haben, der Präsensstamm in den sogen. Specialtemporibus, aber nur dieser, zur nackten Wurzel ein ι (j) zusätzlich beifügt, welches, wenn man es nicht für ableitend ansehen will, was nach der Natur dieser Verba kaum richtig scheint, für einen Theil der Verbalformen aus der nackten eine bekleidete sog. sekundäre oder determinative Wurzel bildet. — Aber fehlgegriffen war in unserer Anmerkung die Zusammenstellung dieser zahlreichen griech. Verba mit den causalen Verbis der Indier und Gothen (im Sanskrit der zehnten Verbalklasse, im Gothi-

schen der schwachen Conjugation, namentlich der ersten nach Grimm). Diesen indisch-gothischen Causativen, bei denen der präsentiale Bildungszusatz zur Wurzel, indisch aj (mit dem Bindevokal aja, z. B. bodhajâmi) gothisch j (z. B. nasja) ist, entsprechen vielmehr, wie im Lateinischen die erste, zweite und vierte Conjugation, so im Griechischen die vokalisch auslautenden Verba auf αω εω οω (d. h. älter αjω u. s. w.) und gewiß auch viele auf αζω ιζω (d. h. αδjω, früher αjω u. s. w.). Der Beweis für solche Zusammenstellung liegt, außer dem als gesetzmäßig leicht nachzuweisenden Lautwechsel, vornehmlich darin, daß jener Bildungszusatz zur Wurzel, wie im Sanskrit und im Gothischen, so auch im Griechischen durch alle Tempora und Modi des Verbs hindurchgeht, während das aus der Verhüllung losgeschälte ι jener griech. Verba sich auf die zum Präsensstamme[45]) gehörenden Specialformen beschränkt (τελ-ε-ω wird im Futur τελ-εσω, τυπ-τω aber τυψω d. i. τυπ-σω). Richtiger wird vielmehr die ganze Masse griechischer Verba mit jenem versteckten Bildungs-ι der vierten Klasse der Sanskritverba, deren präsentialer Bildungszusatz bloß ja (d. h. j mit dem Binde- oder Klassenvokal) lautet, zur Seite gestellt, nicht nur weil hier wiederum das Lautverhältniß völlig regelrecht gestaltet vorliegt, sondern auch deswegen, weil in beiden Sprachen die gleiche Beschränkung dieses Zusatzes auf den Präsensstamm besteht. Ihre Repräsentanten findet aber diese Klasse indisch-griechischer Verba lateinisch in den nicht zahlreichen Zeitwörtern dritter Conjug. auf io, wie facio, capio, fugio, gothisch in den kaum über ein halb Dutzend (nimmt man die andern deutschen Dialekte hinzu, kann man ihre Zahl wohl verdoppeln) hinausgehenden starken Verbis, welche im Präsens, aber auch nur hier, jenes zusätzliche j aufweisen (wie bidja, sitja, vahsja) und so scheinbar in ihrer Gestaltung mit den causativen Verbis der ersten schwachen Conjug. (wie satja, nasja, sokja) zusammenfallen. Allein gleich das Präteritum macht lateinisch wie gothisch den Abstand dieser abgeleiteten von jenen primitiven Verbis ersichtlich: aud-i-o Perf. aud-i-vi, aber fugio Perfekt fug-i d. i. fug-vi; goth. satja Präter. satida, sitja aber sat; sokja Präter. sokida, vahsja aber vohs. — Nun haben aber die Verba der 4ten Klasse im Sanskrit nichts weniger als causale Bedeutung, vielmehr durchweg und fast ohne Ausnahme intransitiv-mediale; weshalb auch der Klassencharakter derselben ja mit der sanskritischen Passivbildung auf ja zusammengestellt zu werden pflegt. Somit kann aus dem Bildungs-ι bei τυπτω auf eine causative Bedeutung des Präsensstammes, wie wir a. a. O. thaten, nicht geschlossen werden, und das Argument für das im Passivbegriffe ursprünglich enthaltene Merkmal der Causation, daraus entnommen, daß im Griechischen die Specialtempora im Passiv und Medium gleichlauten, nicht aber die Generaltempora, stürzt zu Boden. Gegentheils würde diese Erscheinung nun eher also zu begreifen sein: Der Präsensstamm dieser Verba gewinnt mit den medialen Personalendungen deshalb auch passive Bedeutung, weil schon der Stamm selbst in seinem Bildungszusatze eine passivische Nüancirung zeigt. — Nur Eines fällt uns gleichwohl auf. Die griech. Verba auf ursprüngliches -ιω sind weit zahlreicher als die Verba 4ter Klasse im Sanskrit, zeigen auch, wieder ganz abweichend vom Sanskrit, so viel ich übersehen kann, durchaus keine besondere Neigung zur neutralen oder intransitiven Bedeutung, eher das Gegentheil; daher scheint mir die Frage gestattet: sollten nicht dennoch, wenigstens manche dieser griechischen Verba der 10ten Klasse der Sanskritwurzeln mit dem kausativen Bildungszusatze anheimfallen? Daß ein indisches -ajâmi griechisch zu -ιω (ιωμι) mit Tilgung des anlautenden â werden könne, wird in Anbetracht des goth. Zusammenrinnens beider Verbalklassen (vgl.

[45]) Für weniger Kundige sei bemerkt, daß im Griechischen zum Präsensstamme außer allen Modis des Präsens selbst nur noch das Imperfektum gehört, während er im Gothischen und im Deutschen überhaupt lediglich auf das Präsens sich beschränkt. Das deutsche Imperfekt, richtiger Präteritum, gehört der nackten Wurzel an.

sit-ja oder vahs-ja zur 4. Kl., mit nas-ja oder sok-ja zur 10. Kl. gehörig) schwerlich Jemand bezweifeln; im Altslavischen gibt es sogar ganze Reihen von Verbis, welche der eine Forscher (Miklosich) zur 4ten, der andere (Schleicher) zur 10ten Sanskritklasse stellt (s. Formenlehre des Kirchenslav. v. Schleicher S. 353 f.); auch Boller (a. a. O. S. 498) deutet auf eine innere Verwandtschaft beider Verbalklassen im Sanskrit hin. Wir wagen nicht zu entscheiden; allein bei solchen griechischen Verbis würde unser Argument seine Geltung behalten, und ein solches Zusammenrinnen der beiden Sanskritklassen im Griechischen hatten wir auch im Sinne, als wir jene Worte niederschrieben, ohne damals tiefer auf die Sache eingehen zu können oder auch zu wollen.

Zu S. 38 und 39.

Die Bedeutung des altnord. dœgr ist nicht genau richtig angegeben. Das dœgr bezeichnet nicht den Tag und die Nacht zugleich, sondern entweder den Tag oder die Nacht, also einen halben Tag, wenn man das letzte Wort in weiterm Sinne von der Zeitdauer der Rotation der Erde um ihre Axe versteht, so jedoch, daß diese Hälfte eines solchen Tages auch die nächtliche sein kann. Die zusammenfassende Bedeutung des Neutrums ist also hier keine conjunktive, sondern disjunktive, was auch bestens dem Sinne des Wortes „Huhn" entspricht, das nicht ein Thier bedeutet, welches Hahn und Henne zugleich, sondern eines oder das andere ist. Wenn bei Zeitangaben das Wort für „Tag" in allen Sprachen auch so gebraucht wird, daß die Nacht mit eingeschlossen ist, so geschieht das, weil während der Zeitdauer der Umbrehung der Erde um sich selbst jedesmal nur ein wirklicher Tag vorkommt, von der zwischentretenden Nacht daher aus Gründen abgesehen werden kann. Fallen dagegen andere Gründe ins Gewicht, so kann für den allgemeinen Ausdruck bei Zeitangaben auch die „Nacht" verwendet werden; und es ist bezeichnend für Denkart, Anschauung, Natur der Germanen und ihres Wohnsitzes, daß in ihren alten Dialekten durchweg, wie für die Angabe der Jahreszeit lieber der „Winter" als der „Sommer," so hier lieber die Nacht als der Tag genommen ward. Selbst bis in die Gegenwart haben sich noch Spuren dieses Sprachgebrauches, z. B. engl. sevennight oder sennight (Zeitdauer von sieben, oder, wie wir nach antiker Zählmethode zu sagen pflegen, acht Tagen) erhalten.

Zu S. 40—42.

Nachdem wir die Vorzüge, welche der Besitz eines Neutrums der Sprache gewährt, in unserer Weise vorgetragen haben, wird es die Leser zweifelsohne interessiren zu vernehmen, wie sich Pott (a. a. O. S. 405) über den Punkt ausspricht: „Der Semitismus anerkennt also nur Sexuales, und innerhalb desselben die beiden Geschlechter der Natur. Darum fehlt ihm, wenn ich ein Bild gebrauchen darf, zur Lichtseite deren abgewendete oder die Schattenseite, d. h. das Sächliche, τὰ σκεύη, welche Protagoras den ἄῤῥενα und θήλεια gegenüberstellte . . . Dieser Mangel eines Neutrums . . . ist auch, wovon eine einfache Ueberlegung uns die Gewißheit verschaffen kann, einer unter den wesentlichen Mängeln, welche man dieser sonst mit dem Indogermanismus um den Preis ringenden Sprache zum Vorwurf machen kann. Es wäre als ob die Prosa (denn dieser gehört das Neutrum an) einem Volke abginge, weil es nur (und gilt dies nicht einigermaßen von den Semiten?) in der poetischen Anschauung zu schwelgen vermöchte. Oder, nennt man diesen meinen Vergleich hinkend, dann sage ich: Das Neutrum hat sprachlich kaum weniger zu bedeuten, als im Ziffersystem die Null, deren Wesentlichkeit im letztern Niemand bezweifelt. Freilich, das gebe ich zu, wo es in den Sprachen ganz ohne grammatisches Geschlecht zugeht, da steht die Sache bei weitem schlimmer. Da sind alle Dinge in farblose Nacht gehüllt, und werden hierdurch, so zu sprechen nihilistisch selber zu Nullen

ohne Bestimmtheit herabgesetzt. Alles Licht, oder Alles Dunkel und Schatten — Beides taugt nicht. Es wäre eben so schlimm, als statt übergroßer Consonantenhäufung in manchen Sprachen, umgekehrt, das molluskenartige Zerfließen z. B. des Hawaischen in allzuoftmaligen Vokalschleim . . . Das Neutrum mit Sexualität, wie es in durchgreifendem Gegensatze meines Wissens nur der Indogermanismus . . . aufzeigt, ist einer von den vielen Vorzügen, welche die ihm zufallenden Sprachen zu dem höchsten Range über allen emporhebt. Wo gar kein Geschlecht durch grammatische Umformung entschieden wird, da starrt von der einen Eises- und Todeskälte Alles — und bleibt durchweg Verneinung, wenn freilich diese Verneinung, in sofern sie in Wahrheit erst mit dem positiven Hervortreten von geschlechtlicher Trennung möglich wird, nicht eigentlich ein Keines von Beiden vorstellt. Ich halte es daher für einen glücklichen Wurf des Genies, jene, es ist mir keinen Augenblick zweifelhaft; erst später (?) ihm gewordene Offenbarung von einem besondern Neutrum, äußerlich (was die Formen zeigen) durch Loslösung desselben aus dem Maskulinum entstanden."

Verbesserungen (außer den S. 42 angezeigten):

Seite 6 Zeile 28 statt „fisk" lies beidemal „fish".
„ 25 in der Anmerkung Zeile 3 u. 4 statt „Unverwandtschaft" lies „Urverwandtschaft".
„ 44 Zeile 20 statt „in" lies „und".
„ 45 Zeile 11 statt „profitetur" lies „profitetor".
„ 58 am Schlusse der 27. Anmerk. füge bei: „und Anmerk. 35.".
„ 62 Zeile 29 statt „es" lies „er".
„ 65 Zeile 6 nach „suchen" füge bei: „durchweg nach Grimms Grammatik".
„ 71 Zeile 11 statt „welche" lies „welcher".
„ 76 Zeile 1 statt „elol-ülni" lies elŏl-ülni". Ueberhaupt sind in ungrischen Wörtern die Strichlein über den Vokalen, obwohl richtig gesetzt, beim Drucke selbst einigemal abgesprungen.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.

Oswald, J. H.

Das grammatische Geschlecht und seine sprachliche Bedeutung Eine akademische Gelegenheitsschrift von J. H. Oswald

Paderborn 1866

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10523201-4